Die Nachtschönchen,

oder:

Die Schutzengel der Familie.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen.

Drittes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1850.

Herr Le Hivain.

Die beiden Männer, welche an dem Ende der gothischen Mauer unter der **Tour du Cadet** stehen blieben, waren aus dem Zimmer Renés von Penhoël gekommen.

Es waren Herr Protais Le Hivain, beigenannt Makrocephalus, Rechtsanwalt der Ortschaften Bains und Glénac, und der Herr Marquis von Pontalès.

Während in dem Salon im Grünen getanzt wurde, war bei dem Herrn von Penhoël, wie gewöhnlich, ein Spiel arrangirt worden.

Es war gegen das Ende des Tages, etwa eine Stunde früher, als das Freudenfeuer vor der Meierei angezündet wurde. Robert von Blois, so wie auch Lola, die beiden Pontalès und Herr Le Hivain waren in diesem Augenblick bei Herrn von Penhoël.

Das Spiel fand in dem Schlafzimmer des Schloßherrn statt, als hätte man es vor dem großen Haufen der Gäste geheim halten wollen.

Ein großer Luxus herrschte jetzt in dem Zimmer des Schloßherrn. Das ganz neue Meublement war nach der letzten pariser Mode. Wären wir drei Jahre früher in dieses damals einfache und bescheiden ausgeschmückte Zimmer gedrungen, so hät-

ten wir in demselben die Bildnisse des Commandant von Penhoël, des Aeltestgebornen im Kindesalter und Marthe's gefunden.

Jetzt befand sich nur ein einziges, in einen prachtvollen Rahmen gefaßtes Bild in dem Zimmer: es war das Bildniß Lola's.

Hinter dem Bette öffnete sich eine Thür, angedeutet und hervorgehoben vielmehr, als maskirt, durch glanzvolle Draperieen von Sammet: und diese Thür führte nach Lola's Zimmer.

Offenbar nahm man sich nicht einmal die Mühe, etwas zu verhehlen. Die Unordnung hatte Bürgerrecht auf dem Schlosse erlangt, und Penhoël, der sich seiner plumpen Apathie wie eines Schildes bediente, kümmerte sich wenig darum, ob seine Aufführung Aergerniß gebe oder unbemerkt bleibe.

Er war ja der Schloßherr! Seine offen zur Schau getragene Erniedrigung durfte wohl ihm nicht schaden, da er die große und schöne Autorität eines Familienhauptes besaß, die der strengen Tugend seiner Vorfahren so schön gestanden hatte.

Er spielte gegen Herrn Robert von Blois, neben welchem die beiden Pontalès saßen. Zu seiner Rechten hatte sich die reizende Lola in Ballkleidung nachlässig in eine Bergère geworfen; zu seiner Linken saß Herr Protais Le Hivain, der auf seiner schmalen und langen Nase eine Stahlbrille mit runden Gläsern trug und mit aufmerksamen Blicken dem Spiele folgte.

Pontalès und sein Sohn enthielten sich jedes Raths.

Der Rechtsanwalt dagegen verschwendete seinen Rath mit bemerkenswerther Freigebigkeit.

Was Lola betraf, so verließ sie ihre nachlässige Lage nur, um mit ihrer hübschen, von Ringen strahlenden Hand ein Glas zu füllen, welches neben Penhoël auf dem Tische stand.

Und Penhoël trank! und trank!

Die verflossenen drei Jahre hatten auf eine wahrhaft außerordentliche Weise auf ihm gelegen. Obgleich er kaum achtunddreißig Jahre zählte, so war er doch schon ein Greis; sein dichtes blondes Haar war vollkommen ergraut; seine Stirn war gerunzelt, sein hochgewachsener Körper gebeugt. Weder Willen, noch Verstand lag in seinem erloschenen und verdummten Blicke, wie das in Folge der täglichen Trunkenheit nicht anders sein konnte.

Kaum hätte man in diesem gedunsenen und bleichen Antlitz, auf welchem hier und da feuerrothe Blüthen keimten, die männlichen Züge Renés von Penhoël wieder zu erkennen vermocht.

Die Wirkung, welche die Vergangenheit, obgleich sie nur in drei kurzen Jahren bestand, auf seine moralische Natur hervorgebracht hatte, war jedoch eine noch unheilvollere gewesen. War auch der Schloßherr von Penhoël nie ein vorzugsweise begabter Geist gewesen, so hatte er doch wenigstens vordem einen Theil jener energischen Kraft besessen, welche gewissermaßen ein Erbtheil seines Stammes war.

Jetzt — nichts mehr von alle dem. Von jenem jugendlich kräftigen Manne, den wir in Benoits wurmstichige Barke springen und in diesem gebrechlichen Fahrzeuge der Gewalt der Elemente trotzen sahen, war nichts mehr übrig, als gewissermaßen ein Leichnam, ein ohnmächtiger und schwerfälliger Greis, ohne Kraft und ohne Gedanken.

Der Branntwein, die Liebe und das Spiel — diese drei Dinge, von denen eins allein hinreicht, um einen Mann aufzuregen, sie vermochten kaum vereint seine schlaffe Trägheit zu galvanisiren.

Mit zitternder Hand und wie betäubt hielt er seine Karten. In dem Grade, wie das Spiel vorschritt, rannen stärkere Schweißtropfen die Runzeln seiner Stirn entlang, und die rothen Blüthen, welche sein bleiches Antlitz marmorirten, wurden noch glänzender.

Ihm gegenüber plauderte Robert, lächelnd und ruhig, mit den beiden Pontalès, welche ohne Zweifel bei seinem Spiele betheiligt waren.

Der junge Graf Alain von Pontalès war ein ziemlich hübscher Bursche, der sich nicht so viel Zwang anthat, daß er nicht von Zeit zu Zeit der Dame Lola ziemlich bedeutungsvolle Blicke hätte zuwerfen sollen.

Sein Vater, der Marquis, war ein kleiner Greis; Haare, weiß wie der Schnee, ein lebhaftes Auge, ein gutmüthiges und geistreiches Lächeln zeichneten ihn aus. Wenn man einen Mann nur nach seiner Außenseite beurtheilen darf, so mußte er der liebenswürdigste Marquis von der Welt sein.

Die Leute aber, welche in größerer Nähe zu beobachten gewohnt waren und auf einen schärferen Blick, als der große Haufen, stolz waren, behaupteten unter dem entgegenkommenden Lächeln eine gewisse Kälte und einen eben nicht leichten Spott zu entdecken. Aber das bedeutete wenig, und überdieß steht eine leichte Schattirung eines voltairischen Skeptizismus bekanntlich sehr wohl zu dem lachenden Wohlwollen solcher alten Edelleute.

Was in der Physiognomie des Marquis vorherrschte, das war nicht Schlauheit, sondern Gutmüthigkeit. Er mußte ein durchaus gerader Mann sein, und seine Gutmüthigkeit mußte seiner Gewandtheit jede gefährliche Spitze nehmen.

Seine Feinde — doch bekannten sich wegen seiner sechszig-

tausend Livres Rente wenig Leute als solche — seine Feinde also behaupteten freilich, daß er noch schlauer sei, als man es ihm ansehe, seine Gutmüthigkeit aber sei nicht den Teufel werth. —

Das waren vielleicht neidische Personen. In jedem Falle hatten in jenem patriarchalischen Lande, wo die öffentliche Achtung in geradem Verhältniß zu der Summe steht, welche auf das Büreau des Steuereinnehmers getragen wird, die bösen Zungen kein leichtes Spiel gegen den Herrn Marquis von Pontalès.

Die **société** erkannte ihn als ihren König. Er besaß die erleuchtete Achtung des Chevalier Adjunct und der Chevalière Adjunctinn von Kerbichel; er genoß die Bewunderung der drei Vicomtes, welche in die verwittwete Madame Claire Lebinihic verliebt waren; und die drei Grazien Baboin des Rozeaux de l'Etang würden gern den Rest ihrer Jugend geopfert haben, um — aber allemal unter Guitarrebegleitung — sein Lob der ganzen Welt vorzusingen.

Was übrigens ernstlich bei jedem vorurtheilsfreien Manne zu seinen Gunsten sprechen mußte, das war der Eifer, mit welchem er sich bestrebte, jenen langen Haß zu beenden, welcher bisher das neue Schloß und das Stammschloß entzweit hatte. Pontalès hatte auf die herzlichste Weise von der Welt die Hand zur Versöhnung geboten; die Bemühung des jungen Herrn Robert von Blois hatte sich auf einen einfachen Schritt beschränkt, worauf der Herr Marquis, obgleich der bejahrtere Theil, der reichere und der höher betitelte Theil, sogleich dem Herrn von Penhoël entgegen gekommen war.

Seit dieser Annäherung hatte Penhoël, wie Jedermann wußte, mehr als ein Mal den guten Willen des Marquis be-

nutzt. Der herrliche Mann zeigte eine gränzenlose Gefälligkeit. Um nur ein Beispiel zu geben und mit einer Bemerkung den Beweis seines wohlwollenden Zartgefühls zu geben, werden wir nur das Eine anführen, daß er sogar dem Titel eines Maire von Glénac entsagte, um Penhoëls Eitelkeit diese beneidete Genugthuung zu gewähren.

Das begonnene Spiel dauerte nun schon eine Stunde. Es wurde um schweren Einsatz gespielt und die Goldstücke rollten auf dem Tische. Penhoël verlor.

Mit einer Umgebung, wie die seinige, auf der einen Seite den Makrocephalus, der gerade so ehrlich war, wie ein ländlicher Rechtsanwalt nur sein kann, auf der andern sein Weib, welche Anrechte auf den Titel einer Landstreicherinn hatte, — konnte man denken, sein beständiges Unglück gehe nicht mit natürlichen Dingen zu. Lola hatte sich außerordentlich zweckmäßig gesetzt, um Zeichen geben zu können, und das lange Antlitz des Herrn Protais Le Hivain konnte auch gar manche Dinge verrathen.

Allein der junge Herr Robert von Blois war kein Mann, der sich solcher Lehrlings-Betrügereien zu bedienen nöthig hatte. Er war ein Edelmann! Wenn er betrog, so legte er wenigstens eine reizende Anmuth und eine Gewandtheit ersten Ranges in seine Betrügereien.

Penhoël konnte keinen Argwohn anf diese redlichen Hände werfen, die stets offen handelten und mit nachlässiger Leichtigkeit die Karten mischten.

Dazu kam noch, daß der junge Herr von Blois gar keine Lust zum Spielen zeigte. Nie war er es, der zum Spiele auf-

forderte, und täglich mußte Penhoël ihn bitten, ehe er darein willigte, seinem Wirthe die doppelen Louis abzunehmen.

Dieses beständige Glück ermüdete ihn, anstatt ihm angenehm zu sein, so groß war die edle Uneigennützigkeit, welche er besaß. So oft er durch die Göttin des Zufalls genöthigt wurde, das Geld seines Wirthes einzustreichen, konnte er die Beweise seiner übeln Laune nicht zurückhalten.

Penhoël aber zeigte die düstere, unheimliche Hartnäckigkeit des zu Grunde gerichteten Spielers. Seit drei Jahren hatte er ungeheuere Summen verloren. Er wollte sie wieder gewinnen. Auf diesem Tische waren nach und nach die Meiereien, die Mühlen, die Waldungen verspielt, welche er von seinem Vater geerbt hatte. Er versuchte, die unglückliche Ader zu zerreißen, alles Verlorne wiederzugewinnen.

An jedem neuen Tage aber zerschellte seine Hoffnung gegen die unbeugsamen Aussprüche des Schicksals. — Doch die hartnäckige Hoffnung des Spielers vermag durch nichts getödtet zu werden.

Penhoël setzte sich am folgenden Tage wieder an die Stelle, an welcher er Tags zuvor gesessen hatte. Seine habgierige und zitternde Hand befragte das stets ihm widerwärtige Orakel. Er verlor. Einige Stunden blieb er sitzen, höllische Flammen im Herzen, Schweiß vor der Stirn, bis Robert, der zartsinnige und edle junge Mann, von Mitleid ergriffen, ihm eine letzte Revanche abschlug!

Robert hatte wieder gewonnen und Penhoël suchte in seiner Tasche, die eben noch gefüllt gewesen war, die letzten Goldstücke, die ihm geblieben.

„Ich wollte zwanzig Louis darum geben, könnte ich Sie

diese Partie gewinnen sehen," sagte der junge Herr Robert; „ein Glück, wie das meinige, ist unbegreiflich und muß endlich ermüden!"

Penhoël hielt sein Glas hin, welches Lola eiligst füllte.

„Man sagt, daß man nicht zu gleicher Zeit glücklich im Spiele und glücklich in der Liebe sein könne," versetzte der junge Herr von Pontalès, indem er auf den Schloßherrn einen Blick richtete, in welchem viel Spott lag.

Der Marquis gab ihm durch ein Zeichen sein ernstliches Mißfallen zu erkennen.

„Es ist vergebens, daß ich für Herrn von Blois parire," sagte er mit jener sanften Gutmüthigkeit, welche sein ganzes Benehmen auszeichnete; „alle meine Wünsche sind nur für meinen Freund Penhoël. — Das ist eine Glücksader, wie man sie nie gesehen hat! — Rücken Sie doch ein Wenig Ihren Stuhl zur Seite, Vicomte; man sagt, daß eine Veränderung der Stelle bisweilen das Glück ändere."

Penhoël rückte seinen Stuhl etwas zur Seite, indem er damit die abergläubische Gelehrigkeit des besiegten Spielers zeigte, der seinen Kopf zu verlieren beginnt.

Seine Brauen waren heftig zusammengezogen; sein Athem stockte in seiner Brust. Er sprach nicht ein Wort aus.

Der alte Marquis, nicht zufrieden damit, seinem Gaste einen edeln Rath gegeben zu haben, verwechselte auch die Stellen der beiden Lichter und verschob ein wenig den Tisch.

In Folge dieser classischen Manoeuvres mußte, wie man leicht begreifen wird, Roberts Glücksader wie mit einem Rasiermesser abgeschnitten werden.

Penhoël verlor dennoch.

Der alte Marquis schlug seine beiden Hände entmuthigt zusammen.

„Es wäre eine Thorheit, länger zu kämpfen, wenn sich der Teufel mit drein mengt!" versetzte er.

Penhoël durchsuchte indeß seine Tasche, in welcher er aber nichts mehr fand.

„Dreißig Louis auf mein Ehrenwort!" rief er mit lauter und hohler Stimme aus.

Das war das erste Wort, welches er seit einer Stunde ausgesprochen hatte.

Die beiden Pontalès und Herr von Blois wechselten einen schnellen Blick mit einander.

„Hören Sie, Penhoël," antwortete Robert, „Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen nichts abschlagen könnte — ich würde mit Ihnen um Millionen aufs Ehrenwort spielen — allein in diesem Augenblick würde ich damit Ihnen nur Ihr Geld stehlen. — Wir könnten bis morgen hier sitzen, und Sie würden doch stets verlieren!"

„Dreißig Louis!" wiederholte Penhoël, dessen zitternde Hand mechanisch das mit Branntwein gefüllte Glas ergriff.

Robert mischte seine Karten mit sichtbarem Widerwillen.

In dem Augenblick, als Penhoël abhob, öffnete ein Bedienter die Thür des Zimmers zur Hälfte.

„Man erwartet den Herrn Maire," sagte er, „um das Freudenfeuer anzuzünden."

„Man mag warten!" wollte Penhoël antworten.

Aber Robert und die beiden Pontalès hatten sich schon erhoben.

Als der Schloßherr sah, daß sein Gegner die Gelegenheit

benutzte, um ihm zu entgehen, färbte sich seine Stirn purpurn und seine blasse Lippe zitterte vor Zorn.

Seine schwere Zunge stammelte unverständliche Worte des Vorwurfs.

Robert und der Marquis Pontalès gingen, Arm in Arm mit einander, während Lola mit dem jungen Graf Alain unsichtbar wurde.

Herr Le Hivain steckte seine Stahlbrille in das Futteral.

„Nun, nun, Penhoël!" sagte indeß noch der Marquis mit jenem väterlichen Tone, den man widerspenstigen Kindern gegenüber annimmt, „sind Sie doch so laut, als wollten Sie die ganze Gegend in Aufruhr bringen! Nehmen Sie sich wenigstens eine halbe Stunde, um Ihre Pflicht zu erfüllen, dann wollen wir Ihnen Revanche geben!"

„Weil Sie einmal so versessen darauf sind!" fügte Robert hinzu, während er den Marquis mit sich fort zog.

Bevor er aber ging, hatte er dem Herrn Le Hivain noch einen Wink gegeben, daß er sich nicht entfernen möge.

Die Landleute warteten vor der Meierei. Das Freudenfeuer wurde mit Hilfe einer blauen, mit silbernen Lilien geschmückten Fackel angezündet, Schwärmer zischten und knallten, Beifallsgeschrei erfüllte die Luft.

Während die Flamme züngelnd und prasselnd an den aufgehäuften Reisigbunden emporstieg, eilte Penhoël, der seine Fackel hinweggeworfen hatte, durch die Menge und suchte vergebens seine Partner. Von allen Seiten begrüßten ihn die Landleute achtungsvoll, allein er sah sie nicht.

Als der wackere Vater Géraud aus dem gekrönten Bock

ebenfalls kam, ihm seine Aufwartung zu machen, da fragte ihn der Schloßherr mit zerstreuter Miene:

„Hast Du Herrn Robert von Blois nicht gesehen?“

Dann wandte er sich ab, ohne die Antwort des alten Gastwirths zu erwarten, welcher den Kopf schüttelte und sagte:

„Der Mensch hat ihn bezaubert! — Und ich habe ihm den Weg nach dem Schlosse gezeigt!“

Statt Robert und Pontalès zu treffen, welche sich jetzt unsichtbar machten, begegnete Penhoël allenthalben, wohin er auch seine Schritte wandte, dem Herrn Protais Le Hivain. Dieser hielt sich in ehrerbietiger Entfernung, verlor aber nie René von Penhoël aus den Augen und schien auf Gelegenheit zu warten, mit ihm sich in ein Gespräch einzulassen.

„Wo sind sie? — wo sind sie?“ schrie ihm endlich René zu, den seine Geduld verließ.

Der Makrocephalus näherte sich sofort.

„Ich meine, daß der Herr Vicomte den Herrn von Blois und die Herren von Pontalès sucht,“ sagte er; „ohne Zweifel werden sie den Herrn Vicomte auf seinem Zimmer erwarten.“

„Das ist wahr,“ sagte René; „kommen Sie mit mir!“

Der Rechtsanwalt reichte ihm seinen Arm, der René zur Unterstützung seines schwerfälligen Ganges äußerst gelegen kam. Als er vor dem Salon im Grünen vorüber ging, blieb er stehen und ein Ausruf des Aergers kam von seinen Lippen. Das Orchester spielte eine Hongroise, welche Lola tanzte, indem sie dabei ihr Köpfchen gegen die Schulter Alains von Pontalès neigte.

„Die wäre gewiß lieber bei Ihnen, als da beim Tanze, Herr Vicomte,“ sagte der Makrocephalus leise; „allenthalben,

wo Sie nicht sind, scheint sich die arme junge Dame zu langweilen"

„Reden Sie die Wahrheit?" fragte Penhoël.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!"

Das wahr sehr kühn, denn Lola schien im siebenten Himmel zu schweben. Aber René lächelte und setzte dann vollkommen befriedigt den Weg nach seinem Zimmer fort.

Auf seinem Zimmer fand er weder Pontalès, noch Robert von Blois.

„Sie werden kommen!" sagte der Makrocephalus, indem er mit dem aufmerksamen Eifer eines Kammerdieners dem Schloßherrn seinen Stuhl zurechtsetzte. „Wenn es mir erlaubt wäre, ein freies Wort zu sprechen, so würde ich sagen: sie werden immer noch zu früh kommen! — Gerechter Gott! haben diese Menschen Ihnen Geld abgenommen, Penhoël!"

„Geben Sie mir mein Glas, Herr Le Hivain," sagte Penhoël, anstatt zu antworten; „die Glücksader muß sich schon einmal ändern, wenn nicht heute, doch morgen!"

„Wenn ich eine Fee oder ein Hexenmeister wäre," versetzte Makrocephalus, während sein häßliches Antlitz sich zu dem Ausdruck der Ergebenheit verzerrte, „so hätte sie sich schon längst geändert! — Sehen Sie, Penhoël, ich bin kein Mann, der Redensarten drechseln kann, allein ich liebe Sie! — Und so wahr Gott unser Gott ist, ließe ich mich in tausend Stücken zerhacken, wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweisen könnte!"

„Sie werden nicht kommen!" seufzte Penhoël.

Der Rechtsanwalt setzte sich auf den Rand eines Stuhles, dicht neben den Vicomte.

„Bevor sie kommen," nahm er wieder das Wort, „könnten wir vielleicht von Geschäftssachen sprechen."

Ein Ausdruck des Schreckens und unbesieglichen Widerstrebens zeigte sich auf Renés Antlitz.

„Nein! — nein!" rief er aus; „heute nicht!"

„Wir stecken aber jetzt sehr tief darin!"

„Was ist da zu thun?" sagte René gelangweilt. „Wollen Sie mich nur an das erinnern, was geschehen ist? Ich weiß recht wohl, daß der Tag bald kommen wird, wo mir nichts Anderes mehr übrig bleibt, als mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Bald kommen wird," wiederholte der Rechtsanwalt in einem Tone, welcher sagen wollte: „Der Tag ist näher, als Sie denken!"

Dann fügte er in einem süßlichen Tone hinzu:

„Was geschehen ist, das ist geschehen, Penhoël, und ich werde kein Wort von den falschen Unterschriften verlieren. — Fürchten Sie nichts; kein Mensch hört uns! — Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie noch viel von dem Gelde besitzen, welches Sie für den Wald von Quintaine bekommen haben."

Penhoël ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken.

„O! die Glücksader! – die Glücksader!" rief er aus, indem er mit seinen Fingern krampfhaft die Armlehnen seines Stuhles umfaßte; „ich habe meinen letzten Louis verloren!"

„Und doch wollen Sie noch spielen!"

„Ich will gewinnen!"

„Wenn Sie aber verlieren!"

„Ich will gewinnen, sage ich Ihnen!" rief der Schloßherr aus und richtete sich plötzlich auf. „Ist Blanche von Penhoël

geschaffen, um ihr Brot zu betteln, mein Herr? — Ich will meine Wälder, meine Teiche, meine Meiereien wieder gewinnen! — Und damit zugleich alle Güter, welche Pontalès meinem Vater gestohlen hat!"

„Ich wollte mit Freuden meinen rechten Arm darum geben, damit das in Erfüllung ginge, Penhoël! — Aber wenn Sie kein Geld mehr haben —"

„Ich muß verkaufen! — Ueberdieß hat sich auch Lola in Rennes einen neuen Schmuck bestellt!"

„Verkaufen!" wiederholte der Rechtsanwalt, indem er ein noch längeres Gesicht machte, als gewöhnlich, „um zu verkaufen, muß man haben!"

René erbebte und blickte ihm in das Angesicht.

„Was soll das heißen?" rief er aus; „habe ich denn nichts mehr?"

„Allerdings" antwortete Makrocephalus; „der Herr Vicomte besitzt noch das neue Schloß völlig schuldenfrei."

„Und außerdem?"

„Nichts," antwortete Makrocephalus leise.

Penhoël schwieg einen Augenblick. Man hätte meinen sollen, er wäre durch einen Blitz zu Boden geschmettert, so regungslos war er. Dann bedeckte er sein Angesicht mit beiden Händen.

„Das neue Schloß Penhoël" fuhr indeß der Rechtsanwalt fort, „ist eine herrliche Besitzung; wir würden gewiß einen guten Preis für dasselbe bekommen — und ich bin sicher, daß der Herr Marquis von Pontalès —"

„Nie!" unterbrach René mit Heftigkeit den Sprechenden; „hier ist mein Vater gestorben! — Nie!"

„Ich würde auch der Letzte sein, welcher dem Herrn Vicomte den Rath gäbe, das neue Schloß zu verkaufen," fuhr Makrocephalus fort, indem seine Stimme einen noch demüthigern und einschmeichelndern Ausdruck annahm; „da ich jedoch die Ehre habe, der Rathgeber des Herrn Vicomte zu sein, so möchte ich mir gleichwohl erlauben, die Bemerkung zu machen, daß das Schloß für Sie eine drückende Last ist. — Bei einer so schönen Wohnung muß man Renten haben —"

„Und die habe ich nicht mehr," sagte Penhoël leise.

„Wenn ich offen sprechen soll, nein! — Auf der andern Seite muß man allerdings bedenken, daß sich die Glücksader ändern kann, wie Sie selbst kaum erst bemerkten — und daß Sie, wenn Sie Geld in der Tasche haben —"

Penhoël ließ seine beiden Hände auf die Kniee sinken. Der tiefe Schmerz, welchen er empfand, erweckte ihn aus seiner Gefühllosigkeit. Die Martern hatten einen empfindlichen Punkt im Innersten seines betäubten Herzens getroffen.

Die letztverflossenen drei Jahre gingen gleich einer flüchtigen Erscheinung vor seinen Augen vorüber.

„Ich war glücklich —" sagte er im Selbstgespräch; „ich war reich — Der Name meines Vaters war unbefleckt! — O! Haligan! Du sagtest Wahrheit! — dieser Mensch ist gekommen, mir das irdische Leben und das ewige Heil zu rauben!"

„Es ist wichtig, die Bemerkung zu machen," fuhr der Rechtsanwalt fort, „daß alle Verkäufe, in welche Sie bis auf diesen Tag eingewilligt haben, bedingungsweise und mit einer Clausel, welche das Recht des Wiederkaufs sichert, abgeschlossen sind. — In dem Falle, daß Sie einen neuen Verkauf mit

dem Marquis — oder mit irgend einem Andern — abschlös- sen, würde man ähnliche Bedingungen erlangen können."

„Ist bei Allem, was ich veräußert habe, derselbe Termin für den Neukauf angesetzt?" fragte Penhoël.

„Derselbe — er endet mit dem ersten November des gegenwärtigen Jahres."

„Und wir sind am Ende des August!" sagte Penhoël.

„In zwei Monaten und elf Tagen kann Vieles geschehen, Herr Vicomte! — Für den Fall, daß Sie das Schloß zum Verkauf stellen wollten, könnte ich Pontalès noch heute Abend auf den Zahn fühlen."

René von Pontalès antwortete nicht sogleich. Als er endlich das Wort wieder nahm, geschah das mit stolzer Haltung und fester Stimme. Es schien, als wäre ein Fünkchen seiner alten Kraft in ihm wiedererwacht.

„Ich verbiete Ihnen, je wieder mit mir davon zu sprechen!" sagte er. „Ich weiß nicht, was Gott hinsichtlich meines Looses entscheiden wird, aber das Haus, in welchem meine einzige Tochter geboren ist, soll nie durch meine Veranlassung verkauft werden."

„Wohl gesprochen!" rief Makrocephalus mit plötzlicher Rührung aus; „ach! Sie sind ein wahrer Edelmann, Penhoël, und, ich bin deß gewiß, wir werden das Ende erleben!"

„Verlassen Sie mich!" sagte der Schloßherr.

Makrocephalus erhob sich sogleich, um zu gehorchen. Ehe er aber das Zimmer verließ, fand er noch Zeit zu sagen:

„Wenn Sie wüßten, wie es mir das Herz zerreißt, so oft eine von den Besitzungen des Hauses Penhoël in fremde Hände übergeht! — Ich habe, Gott sei Dank! weder gegen Pontalès

etwas zu sagen, noch sonst gegen Jemand — aber ich bin vor allen Dingen ein Diener des Hauses Penhoël. — Und wenn ich Schätze besäße, so weiß ich wohl, wozu ich sie anwenden würde!"

Er verbeugte sich achtungsvoll und empfahl sich dem Schloßherrn, welcher in seine regungslose Erstarrung zurück verfiel.

Am Fuß der Freitreppe, welche nach dem Garten führte, traf er Robert von Blois, der ihn ohne Zweifel erwartet hatte und ihn rasch beim Arme nahm.

„Nun Gewandtester aller Gewandten," fragte Robert; „was haben wir bewirkt?"

Herr Le Hivain schulterte sich.

„Hm! hm!" machte er, „man verkauft nicht so leicht hin sein letztes Hemd, ohne erst ein wenig zu knurren."

„Er geht indeß in den Verkauf ein?"

„Er weigert sich."

„Der Teufel!" versetzte Robert; „das hemmt uns wieder! — Haben Sie auch Alles gethan, was Sie haben thun können?"

Makrocephlus nahm einen sehr bestimmten Ton an:

„Herr von Blois," sagte er, „man kann dergleichen Dinge nicht erzwingen. — Ich kenne Sie erst seit drei Jahren, allein ich liebe Sie, als ob Sie mein eigner Sohn wären."

„Sehr verbunden!" antwortete Robert.

Der Rechtsanwalt unterbrach ihn:

„Ich wollte, Sie stellten mich auf die Probe," sagte er: — „So wahr Gott unser Gott ist, ich würde mich in tausend Stücke zerhacken lassen, wenn ich Ihnen dadurch einen Dienst erweisen könnte! Ich habe nichts gegen Penhoël oder gegen

Pontalès zu sagen, — allein ich kann nicht schwanken: Ihr Vortheil vor Allem! — Das ist meine Regel."

„Sobald Zeit und Ort gekommen sind, Herr Le Hivain," sagte Robert, „so werden Sie sich überzeugen, daß Sie mit keinem Undankbaren zu thun gehabt haben. — Um indeß einen Anfang zu machen mit den Beweisen meines Dankes, werde ich morgen Ihre Erfahrung hinsichtlich einiger kleinen Streitigkeiten zu Rathe ziehen, welche möglicher Weise eine Trennung zwischen Penhoël und mir für die Folge zu Wege bringen könnten."

„Ich stehe zu Ihren Befehlen, mein lieber Herr Robert!"

„Um aber auf das Geschäft zurück zu kommen, welches uns gegenwärtig in Athem erhält, so sehen Sie also keine Möglichkeit ab —"

„Ich nicht, nein," antwortete Makrocephalus.

„Dann müssen wir die stärksten Mittel anwenden, nicht wahr?"

„Das ist meine Ansicht — und wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen einen Rath zu ertheilen —"

„Gewiß ist Ihnen das erlaubt, Herr Le Hivain!"

Seit einigen Minuten hatte Robert bereits nachgedacht, obgleich er das Gespräch mit dem Rechtskundigen fortgesetzt hatte. In diesem Augenblick lächelte er, weil ihm eine treffliche Idee in den Sinn gekommen war.

„Der Rath, welchen ich mir erlauben würde, Ihnen zu ertheilen," sagte der Rechtskundige, „würde dieser sein: Die reizende Lola besitzt eine gränzenlose Macht über Penhoël —"

„Herr Le Hivain," unterbrach Robert den Sprechenden, „Sie sind ein außerordentlich geistreicher Beobachter. — Lola, das liebe Mädchen, hat uns bereits wesentlich genützt,

fast eben so viel, wie das Spiel und der Branntwein! — Allein für heute weiß ich etwas noch Besseres!"

„Etwas noch Besseres!" wiederholte Makrocephlus höflich, aber doch mit einem Ausdruck des Unglaubens.

Robert ließ den Arm des Rechtsanwalts fahren.

„Es ist hier ein sehr schlechter Ort, um von Geschäftssachen zu sprechen," sagte er; „suchen Sie gefälligst den Herrn Marquis von Pontalès auf und erwarten Sie mich mit ihm an irgend einem Orte, wo man ohne Zeugen sprechen kann."

„In der Nähe der **Tour du Cadet**, wenn es Ihnen beliebt?"

„Gut! — der Ort ist trefflich, und Sie werden mich dort nicht lange zu erwarten nöthig haben. Bevor eine halbe Stunde vergeht, werden Sie über die Trefflichkeit meines Mittels urtheilen können!"

Robert blickte triumphirend auf den Rechtsanwalt.

Sie trennten sich.

Der Mann des Gesetzes ging die Allee hinab, welche nach dem Salon im Grünen führte, um den Marquis von Pontalès zu suchen, und Robert stieg eilig die Freitreppe zum Schlosse hinan.

Anstatt aber in das Zimmer des Herrn von Penhoël zu treten, dessen Thür ihm zuerst entgegen stieß, begab er sich nach der Wohnung der gnädigen Frau.

Ein Stelldichein.

Der Marquis von Pontalès und Herr Protais Le Hivain begaben sich nach der **Tour du cadet**, um hier Robert von Blois zu erwarten, der sich mit ihnen berathen wollte.

Der Abend war schon weit vorgeschritten und der Salon im Grünen nach und nach von Allen verlassen, welche das Fest zu leiten verstanden. Die drei Grazien Babouin des Rozeaux de l'Etang hatten bereits die Herrschaft an sich gerissen, reichten einander die furchtbare Guitarre zu und ließen die verzweifelnden Gäste den Kelch ihres antiken Repertoires bis zur Neige leeren.

Pontalès und der Gesetzkundige plauderten mit einander, während sie den Pfad verfolgten, welcher nach dem Thurme führte.

„Er schien also seiner Sache gewiß zu sein?" fragte der alte Marquis.

Makrocephalus zog seine spitzen Schultern empor und machte eine Gesichtsverzerrung, in welcher eine ungemeine Verachtung lag.

„Das ist seiner Sache allemal gewiß, wie Sie wissen," sagte er. „Das versteht die Volte zu schlagen und den König beim Mischen der Karten zu fischen, und damit hält sich das für

einen sehr geschickten Menschen! — Ach! Herr Marquis, ohne die gränzenlose Ergebenheit, welche ich gegen Sie fühle, würde ich mich nicht eine Minute mehr mit allen diesen Dingen bemengen! — Dieser Robert, glauben Sie mir, ist ein Abenteuerer gemeinster Sorte, und ich liebe nur Männer von Rang und Wichtigkeit. — Sie zum Beispiel, Herr Marquis, und Herr Alain — Sie sind Edelleute! — O, ich rede offen mit Ihnen, ich kümmere mich so wenig um diesen Robert, wie um Penhoël selbst! — Was Sie aber betrifft, so würde ich mich in tausend Stücke zerhacken lassen, wenn ich Ihnen dadurch einen Dienst leisten könnte!"

Der alte Marquis hörte den Sprechenden mit seinem gutmüthigen Lächeln an und entnahm aus seiner Rede gerade so viel, wie er nöthig hatte.

„Ich weiß, daß Sie ein treuer Freund sind, Herr Le Hivain," sagte er. „Sie sind außerdem ein Mann von vielem Verstande und ich glaube, daß Sie ganz richtige Ansichten in Bezug auf Herrn Robert von Blois haben Allein wir bedürfen seiner noch, bis wir unsere Angelegenheit zu Ende gebracht haben. Seien Sie überzeugt," fuhr er dann fort und legte seine Hand auf Makrocephalus Schulter, „daß ich zur rechten Zeit meine wahren Freunde zu unterscheiden wissen werde. Es gibt in dem Lande viele Leute, welche nicht werth sind, Ihnen die Schuhriemen zu lösen, Herr Le Hivain, und die man dennoch anstaunt, als ob der große Hund ihr Pathe wäre — Kommen die Dinge erst zur Reife, die wir jetzt vorbereiten, dann das verspreche ich Ihnen, dann soll mehr als Einer zwischen Redon und Carentoir Sie beneiden!"

Diese Worte waren süß wie Honigseim für Makrocephalus

lange Ohren; er lauschte und richtete sich schon zum voraus stolz empor, indem er an seine künftige Wichtigkeit dachte.

„Vor allen Dingen aber muß Penhoël verschwinden," fuhr der Marquis mit leiserer Stimme fort; „ich rede offen mit Ihnen, wie Sie sehen. — Es handelt sich nicht darum, ihm die Hälfte seines Vermögens zu nehmen, oder drei Viertheile, oder auch neunundneunzig Hundertstel, — nein, er muß gezwungen werden, zu fliehen, so daß kein Mensch wieder etwas von ihm vernimmt: wenn wir es nicht dahin bringen können, so haben wir es zu nichts gebracht!"

Makrocephalus rieb sich die Hände.

„Bei meiner Seele!" rief er aus; „mich freuet es, wenn ich die Dinge von solcher Seite auffassen sehe! — Das heißt wenigstens, alles faule Fleisch hinwegschneiden! — Nun gut, Herr Marquis, wir werden unsern Weg verfolgen, oder der Teufel müßte uns holen! — Es scheint mir, als wären wir unserm Ziele so ziemlich nahe!"

Sie gelangten jetzt an das Ende des Weges und traten unter die großen Kastanienbäume, unter denen Diane und Cyprienne unlängst mit einander geplaudert hatten. Pontalès blieb stehen.

„Leiser!" sagte er, indem er einen unruhigen Blick um sich warf. „Hierher will Robert kommen?"

„Gerade hierher."

„Ist man auch gegen unberufene Ohren gesichert?"

„Wenn wir uns nicht in die Mitte der Lande von Renac oder mitten in das Tiefland stellen wollen, so wüßte ich keinen bessern Ort, um von Geschäfts-Angelegenheiten zu sprechen. Die Mauer ist hoch, von der andern Seite haben wir den Busch-

wald, welcher nur da zu sein scheint, um jeden Lauscher fern zu halten — und hinter uns ist der Weg offen."

„Aber vor uns?" fragte Pontalès und zeigte mit dem Finger nach den dichtverwachsenen Kastanienbaum

Makrocephalus lächelte.

„Das ist eine andere Sache!" erwiderte er in der offenbaren Absicht, einen guten Scherz zu machen; „hinter diesen Bäumen könnte wohl ein lauschendes Gespenst sein."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich bitte den Herrn Marquis um Verzeihung, wenn ich so leichtsinnig in Dero Gegenwart spreche. In der That befindet sich nämlich dort ein Raum von einigen Quadratfuß, welchen auch der muthigste Bursche aus der ganzen Gegend nach Sonnenuntergang nicht betreten würde, weil sich der alte Commandant daselbst zeigt."

„Das bleibt sich gleich," sagte Pontalès, „man kann nie vorsichtig genug sein — und ich möchte sehen —"

„Das kann geschehen."

Makrocephalus, der stets gefällige Makrocephalus, bog mit der Hand die Zweige zurück, welche den Eingang in das dichte Gebüsch wehrten, und bahnte sich einen Weg.

„Wollen Sie sich die Mühe geben, mir zu folgen, Herr Marquis," sagte er, „da Sie sich vor Gespenstern nicht fürchten —"

Er verschwand hinter den grünen Gebüschen, welche den Sitz des alten Commandanten umgaben, und Pontalès folgte ihm.

Die Nacht war finster. Unter den Kastanien war die Dunkelheit in Folge des dichten Laubdaches noch undurchblick-

licher. Ohne diesen Umstand würden der Rechtsanwalt und Pontalès haben sehen können, daß sie Beide sehr bleich geworden waren und wenig muthig aussahen.

Ungeachtet des tiefen Dunkels sah man sehr deutlich die alte Ausfallspforte und die mit langem Rasen bewachsene Bank.

„Wie leicht könnte hier Jemand verborgen sein!" sagte der Marquis mit einer etwas aufgeregten Stimme.

„O! o!" antwortete Makrocephalus, indem er versuchte, einen prahlerischen Ton anzunehmen; „es kommt mir vor, als zitterte Ihre Stimme! — Seien Sie unbesorgt! — der alte Penhoël ist mausetodt — und der Teufel soll mich holen, wenn es einem Sterblichen außer uns einfällt, seinen Schmollwinkel zu besuchen!"

Ein trocknes Blatt raschelte unter dem Fuße des Marquis. Herr Protais Le Hivain unterbrach sich, um einen leisen Ausruf des Schreckens auszustoßen.

„Haben Sie nichts gehört?" fragte er, indem er seinen Athem anhielt.

Pontalès hatte sich überzeugt, daß die Esplanade und das alte Wachhaus ebenfalls völlig verödet wären.

„Meiner Six!" rief der Rechtsanwalt aus, verschämt über seinen Schrecken; „ich glaubte — es schien mir — aber, bei Lichte betrachtet ist auch die Tapferkeit mein Handwerk nicht! — Da wir nun die Orte genau durchsucht haben, Herr Marquis, so bin ich der Meinung, daß wir auf die offene Straße zurückkehren."

„Ist es nicht möglich, auch noch auf einem andern Wege hierher zu gelangen?" fragte Pontalès.

„Sehen Sie nur her!“ antwortete Makrocephalus; „auf der einen Seite eine Mauer von dreißig Fuß Höhe, auf der andern jäh abschüssige Felsen! — Nun schlage ich vor, daß wir die Sitzung aufheben!“

Er bog von Neuem die Zweige auseinander und athmete lang und tief, als er den blauen Himmel wieder über seinem Kopfe sah. Er war ein starker Geist.

Pontalès durchsuchte nochmals alle Theile der buschigen Umfassung und kehrte dann ebenfalls auf den offenen Weg zurück.

Le Hivain hatte seine Kraft wieder gefunden.

„Gespenster beiseite,“ sagte er, „so giebt es doch einen Mann, der sich gern in diesem Loche verbirgt, welches so schwarz ist, wie das Innere meines Tintenfasses.“

„Und wer ist das?“

„Der alte Narr Benoit Haligan, ehemaliger Fährmann von Porte Corbeau. — Allein ich meine, er wird nicht mehr hierher kommen, denn er liegt auf dem Sterbebette. — Ach! Herr Marquis! wir müssen uns doch unwillkürlich daran erinnern, was der Mensch ist? Als der alte Commandant diesen Weg noch ging, um sich auf seine Rasenbank zu setzen, da war er das Haupt einer mächtigen Familie, und jetzt möchte der arme Protais Le Hivain mit dem Herrn Penhoël nicht tauschen!“

„Der arme Protais Le Hivain,“ sagte Herr von Pontalès, „wird bald in einer Lage sein, daß er mit keinem Menschen tauschen möchte. — Allein reden wir jetzt von der Gegenwart. — Seit diese elenden Kinder in mein eigenes Schloß Pontalès gekommen sind, um, zehn Schritte von mir, in meinem Zimmer die Papiere zu stehlen, welche ich für funfzigtausend Thaler nicht hingegeben haben würde, seitdem weiß ich nicht mehr,

was wir eigentlich für Waffen gegen Penhoël in den Händen haben."

Herr Le Hivain blinzte mit den Augen.

„Wir haben noch recht gute Waffen!" antwortete er. „So oft Penhoël ein Stück Land verkauft hat, welches dem Aeltestgebornen gehört, hat er sich eine neue Fälschung zu Schulden kommen lassen. Deswegen habe ich auch die Verkäufe zerstückelt und die Zahl der Contracte vermehrt."

„Sie sind ein goldenes Männchen!"

„Ich kenne so ziemlich mein Handwerk! — Ohne von etwas Anderm zu sprechen, geht schon aus dem Umstande meine Gewandtheit hervor, meine gewiß seltene Gewandtheit, daß ich innerhalb weniger Wochen diesen Abenteuerer Robert, der völlig nackt hierher gekommen war, zu Penhoëls Gläubiger gemacht habe, und zwar wegen einer bedeutenden Summe! — Gestehen muß man allerdings, daß der Spitzbube Robert die Sache mit außerordentlichem Eifer angegriffen hatte. — Wenn Sie ihn damals, vor drei Jahren, gesehen hätten, als er mit seinem Bedienten Blaise ankam! — Ich für meinen Theil hätte damals geschworen, daß er Millionair sei! — und dabei hatte dieser Mensch zwei wunderschöne Saiten an seinem Bogen: den Carreau-König und die Coeur-Dame!"

Makrocephalus lachte.

„Sie verstehen wohl," fuhr er fort, „daß ich Lola meine. — Dieser Robert ist ein Galgenvogel! — Er hat allerdings viel von seiner Kraft verloren, seit er etwas zu verlieren hat — aber wenn er ein Mal wieder ein Abenteuerer wird, der nicht Dach, nicht Fach mehr hat, dann mag ich es nicht sein, an dem er sich reibt! — Offen gestanden, Herr Marquis, wenn

Penhoël vertrieben ist, werden Sie immer noch nicht Herr des Schlosses sein."

„Wenn Zeit und Ort es erheischen, werde ich zu Ihrem trefflichen Rath meine Zuflucht nehmen, mein guter Freund," versetzte Pontalès. „Ich kann mich keineswegs für einen geschickten Diplomaten ausgeben! — Ohne Sie hätte ich wahrscheinlich auf halben Wege umkehren müssen. — Allein, wie steht es mit den Documenten, welche in Ihren Händen sind, — Sie haben doch hoffentlich dieselben gut verwahrt?"

„Mein Haus ist nicht so fest und vielleicht auch nicht so gut bewacht, wie das Schloß Pontalès," antwortete Makrocephalus selbstzufrieden; „aber dennoch thut man sein Möglichstes! Ich stehe Ihnen mit meinem Leben für die Documente ein! — Ha! ha! die Kleinen schleichen um mich herum, wie um Sie, — es sind eingefleischte Teufel, diese Kinder! Bevor ich ihre Geschicklichkeit kannte, und als ich noch nicht auf meiner Hut war, haben sie mich mehr, als ein Mal, betrogen. — Sie haben mir mehrere Obligationen entwandt, welche von Penhoël unterschrieben waren. — Und ohne ihre Künste hätte die Sache nicht so lange Zeit gedauert. — Jetzt aber ist mein Haus in Kriegszustand versetzt, und ich glaube nicht, daß sie sich danach sehnen, nochmals von dem Gerichte zu kosten, welches man ihnen erst gestern Abend vorgesetzt hat."

„Ich hörte von einem Flintenschuß sprechen," sagte Pontalès.

„Zwei Flintenschüsse, von denen der eine nahe genug an das Ziel gekommen ist, denn man fand auf der Lande ein Pferd, dem eine Kugel durch den Kopf gegangen war."

„Das sind sehr gewaltsame Mittel, Herr Le Hivain, und wenn man mich zu Rathe gezogen hätte —"

„Herr Marquis, ich glaube das Recht zu haben, auf den Ruf eines klugen Mannes Ansprüche zu machen. — Unsere Landen bergen genug Banditen, so daß ein rechtschaffener Hausbesitzer wohl das Recht hat, seine Leute zu bewaffnen. — Das Gesetz sagt hart, aber deutlich: „Wer ein Schloß gewaltsam öffnet, kann erwarten, hinter der Thür den Hausherrn zu finden, bereit seine Habe zu vertheidigen." Wenn wir auf die Nützlichkeitsfrage übergehen," fuhr er dann fort, indem er den Ton eines plaidirenden Advocaten annahm, „so wird es mir keine Mühe machen, den Beweis zu liefern und denselben durch Gründe zu unterstützen, welche unmöglich in Zweifel gezogen werden können, daß von allen Hindernissen, welche uns den Weg versperren, diese beiden kleinen Teufel zu gleicher Zeit die lästigsten und die gefährlichsten sind. — Lieber wollte ich mit einem halben Dutzend Männer zu thun haben. — Täuschen Sie sich nicht in dieser Hinsicht. Sie kennen alle unsere Geheimnisse so gut, wie wir selbst, und wenn ihnen der Zufall eines Tages irgend eine Unterstützung geben sollte, so möchten wir Alle, so klug und mächtig wir auch sein mögen, viel Garn wieder aufzuräufeln bekommen!"

„Ich sage keineswegs —"

„Hören Sie! Ich bin erklärter Feind aller gewaltsamen Mittel, so lange es sich um gewöhnliche Fälle handelt — allein unter den gegenwärtigen Verhältnissen, Herr Marquis, seien Sie überzeugt, daß ich nur zu Ihrem Vortheile so handle, wie ich handle. Sie haben drei Jahre Ihres Lebens und ungeheuere Summen geopfert, um ein Ziel zu erreichen, welches ein völlig

gesetzliches ist. Nun findet sich, daß Ihre Gegner Sie angreifen und mich angreifen, mich, Ihren Rechtsbeistand, und daß sie sich dabei ganz ungerechtfertigter Mittel bedienen. — Ich schreite nicht aus den Gränzen der Gesetzlichkeit, aber ich ergreife die äußerste Waffe, welche das Gesetz einem Bürger erlauben kann, und bediene mich derselben!"

Pontalès schwieg.

„Wenn ich sage: ich bediene mich derselben," fuhr Makrocephalus fort, „so spreche ich figürlich, denn ich habe nicht selbst geschossen. — Ich kenne die Handhabung einer Flinte gar nicht. — Aber Robert von Blois will noch viel weiter gehen, wie ich Ihnen mittheilen muß! — Die kleinen Teufel peinigen ihn bei Tage und bei Nacht. — Sie dringen durch das Schlüsselloch in sein verschlossenes Zimmer! Sie verkleiden sich als Gespenster und belehren Penhoël über Alles, was wir gegen ihn ausdenken. Sie sind endlos thätig und vereiteln Alles, was wir vollbringen — und Robert ist entschlossen, die Offensive zu ergreifen."

„Wenn er ein passendes Mittel kennt," sagte Pontalès, indem er seine Worte wohl überlegte, „so einen Querriegel — Sie verstehen mich wohl — so etwas Geschicktes und Sicheres —"

Er unterbrach sich, um aufmerksam zu horchen. Man hörte in der Richtung nach dem Schlosse Schritte auf dem Wege.

Pontalès und der Rechtskundige entfernten sich ein Wenig von dem betretenen Wege, um sich hinter den nächsten Büschen des Niederwaldes zu verbergen.

Die Schritte kamen näher. Man vermochte sogar in dem Dunkel zwei Personen zu unterscheiden, welche langsam naheten.

„Er ist es," sagte Pontalès.

„Nebst einer Frauensperson," fügte der Rechtskundige hinzu.

„Lola ohne Zweifel!"

Makrocephalus schob seinen Kopf durch das Gebüsch vor, um besser zu sehen.

„Nein!" sagte er erstaunt; „es ist die gnädige Frau von Penhoël!" . . . .

. . . .

Als Robert und die Frau, welche ihn begleitete, unter der **Tour du Cadet** angekommen waren, gelangten einige Worte von ihrer Unterhaltung bis zu den Ohren des Marquis Pontalès und des Herrn Le Hivain.

Es war in der That Marthe von Penhoël. Ungeachtet des Dunkels konnte man sich nicht täuschen Sie hatte Robert ihren Arm gereicht, und dieser führte sie, wie ein Cavalier, indem er im Paradeschritt ging.

Wenn Marthe sprach, so vernahmen Pontalès und der Rechtskundige nur ein Gemurmel; wenn dagegen der junge Herr von Blois antwortete, so verstanden sie jedes Wort. Robert sprach laut, scherzend und offenbar gut gelaunt.

„Schöne Dame," sagte er in diesem Augenblick, „Penhoël ist heute Abend eben nicht glücklicher gewesen, als gewöhnlich. — Es ist unbegreiflich! Das Schicksal wird nicht müde, meinen armen Freund zu verfolgen! — Als Penhoël den Reisighaufen anzündete, welchen man vor der Meierei verbrannt hat, da hatte er eben sein letztes Zwanzig-Franken-Stück verloren. — Sie sollten sich Ihres Einflusses bedienen, schöne Dame, um ihn von dieser abscheulichen Leidenschaft zu heilen!"

„Vor drei Jahren," antwortete Marthe, „spielte der Herr

von Penhoël auch, allein damals spielte man nicht so hoch und es konnte höchstens ein Louisdor an einem Abende verloren werden."

„Ei!" rief Robert aus; „so haben sich also die Dinge sehr geändert! — Wie jetzt Penhoël spielt, ist es sehr leicht, an einem Abende eine Meierei oder einen ganzen Wald zu verspielen!"

„Was für ein Ton!" sagte Pontalès. „In diesem Robert steckt ein Buschklepper, aber auch ein großer Herr!"

„Aber, zum Teufel! wie hat die gnädige Frau einwilligen können, zu so später Stunde und in dieser Einsamkeit sich mit ihm zu ergehen?" versetzte Le Hivain.

Marthe hatte einige Worte mit schwacher und gebrochener Stimme erwidert.

Robert nahm das Wort:

„Klagen Sie mich nicht an, schöne Dame! — Ich habe ihm zwanzig Mal gesagt, daß er zwei schreckliche Laster besitze. Man mag das Spielen und das Trinken lieben — allein er spielt wie ein Narr und trinkt wie ein Kärrner!"

Während Robert so sprach, sah er rechts und links um sich. Er suchte offenbar irgend einen unsichtbaren Zuhörer.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, schöne Dame," fuhr er dann fort, „daß ich Sie bis hierher geführt habe, um von wichtigen Dingen mit Ihnen zu sprechen. — Vorher erlauben Sie mir aber die Frage, ob das Unwohlsein des lieben Fräulein Blanche keine bösen Folgen gehabt hat?"

Robert konnte fühlen, daß der Arm der gnädigen Frau in dem seinigen zitterte.

„Was fehlte ihr denn?" fragte er weiter.

Marthe blieb stehen. Ihre Kniee wankten unter ihr.

„Was ihr fehlte?" sprach sie mit gepreßter und auf tiefen Schmerz deutender Stimme aus; „wissen Sie es nicht?"

Robert schwieg einen Augenblick, dann antwortete er in einem ungezwungenen Tone:

„Meiner Treu! schöne Dame, ich glaube es zu ahnen."

Marthe zog schnell den Arm hinweg, mit welchem sie sich bisher auf den Arm des Herrn von Blois gestützt hatte.

„Ach!" rief sie mit einer so sonderbaren Betonung aus, daß Robert sich weiter vorneigte, um in ihren Augen zu lesen.

Aber die Nacht war zu finster, als daß es möglich gewesen wäre, irgend etwas in den Augen zu lesen.

Marthe sagte nichts mehr, sie blieb bewegungslos stehen, während ihre Arme schlaff an ihr niedersanken und ihr Haupt sich neigte. Man hörte ihre kurzen und peinlichen Athemzüge.

Robert ahnete, daß hier noch irgend ein Geheimniß verborgen sei. Er hatte große Lust zu fragen, allein für ein Bekenntniß von einer gewissen Art konnten die Ohren, welche er als lauschende in dem Gebüsch vermuthete, sehr leicht überflüssig sein.

„Liebe Dame," sagte er daher, „aus Ihrem Benehmen muthmaße ich, daß Sie äußerst erzürnt sind. — Gegen mich erzürnt zu sein, haben Sie wahrlich keinen Grund — und ich werde in den nächsten Tagen mir die Ehre geben, in Bezug auf Ihre Fräulein Tochter mit Ihnen zu sprechen."

„Sogleich!" unterbrach ihn die gnädige Frau rasch, „im Namen des Himmels, mein Herr!"

„Schöne Dame, ich bin trostlos, Ihnen Ihren Wunsch abschlagen zu müssen. Es ist jetzt wahrlich nicht der richtige

Augenblick — und wenn Sie erlauben, so werde ich über die Ursache unserer späten Wanderung mit Ihnen sprechen."

„Ei!" brummte Makrocephalus hinter den Zweigen des Niederwaldes, „sollte man etwa dem glauben, was die Babouin und die Kerbichel sagen? — Sollte wirklich irgend ein ernstliches Verhältniß zwischen der gnädigen Frau und Herrn Robert stattfinden?"

„Niemand sündigt leichter, als solche heilige Frauen," antwortete Pontalès. „Hören Sie denn Alles, was die Beiden sprechen, Herr Le Hivain? Sie haben doch jüngere Ohren als ich."

„Ich verstehe Roberts Worte! — Und Gott soll mir gnädig sein, wenn sie nicht von allem Andern sprechen, nur nicht von dem Verkauf des Schlosses."

Man hätte meinen sollen, der junge Herr von Blois habe den Vorwurf vernommen, denn er ging gerade in diesem Augenblick auf das Capitel von dem Verkaufe über. Wahrscheinlich war die Antwort der gnädigen Frau eine abschlägliche, denn er fuhr fort, ohne den bisherigen Ausdruck leichter Höflichkeit und gefälligen Scherzes aufzugeben:

„Schöne Dame! Das hatte ich nicht erwartet! Ich hatte gerade auf Sie gerechnet! Ich weiß nicht, ob Sie auf eine gewisse seltene Thatsache geachtet haben: seit drei Jahren nämlich sind Sie mir jede Art von Dank schuldig, ohne daß ich auch nur den geringsten Gegendienst von Ihnen verlangt hätte!"

„Ist es noch nicht genug," fragte Marthe, „daß ich den Mund schloß, als ich meinen Mann dem Rande eines Abgrundes entgegen gehen sah?"

„Das nennt man nur Schweigen — einen rein negativen

Dienst! — Hinsichtlich alles Dessen, was irgend eine Anstrengung erheischte, habe ich mich stets an die arme Lola gewendet! — Es ist jetzt das erste Mal, daß ich Ihre Gefälligkeit in Anspruch nehme, und Sie wollten mich zurückstoßen?"

Pontalès und Le Hivain hörten nur ein schwaches Gemurmel, welches die Antwort der gnädigen Frau andeutete.

Ohne Zweifel war es wieder eine abschlägliche Antwort, welche Marthe gab, denn Robert ließ einen Ausruf der Ungeduld laut werden, obschon er noch nicht böse wurde. Er nahm den Arm der gnädigen Frau wieder auf den seinigen und setzte seine Ueberredung fort, während er langsam mit ihr den Weg wieder zurückging, den sie gekommen waren.

Damit entfernten sie sich Beide so weit von dem Marquis und dem Rechtskundigen, daß diese Letztern den Sinn ihrer Worte nicht mehr verstehen konnten.

„Es ist doch ein schlauer Bursche!" sagte Makrocephalus. „Er wird es verstanden haben, die arme Frau in irgend eine satanische Falle zu locken!"

„Ja, ja!" sagte Pontalès wie im Selbstgespräch; „er ist ein Mann, der nach Art der Intrigants im Lustspiele gewandt ist. Er hat so ein Dutzend Fäden, die er nach Bedürfniß ziemlich künstlich in Bewegung setzt. — Er thut sich groß mit seiner List — er ist Magister der taschenspielenden Künste!"

„Vernünftige Männer, wie Sie und ich, Herr Le Hivain," fuhr er dann mit lauterer Stimme fort, „lassen den Dingen ihren Lauf, erwarten die Gelegenheit und opfern bisweilen einen Bauer, gleich umsichtigen Schachspielern!"

„Schöne Dame," sagte Robert, indem er zum zweiten

Male des Weges kam; „es ist ein feststehender Plan — vergebens bekämpfen Sie ihn — es muß noch heute Nacht geschehen!"

Marthe's Stimme wurde jetzt eine flehende.

„Es ist die letzte Zuflucht meines armen Kindes," sagte sie leise; „mein Herr! mein Herr! haben Sie Mitleid mit uns!"

„Das würde ich gern haben, allein es ist unmöglich. — Also zum letzten Male, willigen Sie ein?"

„Sie wissen wohl, daß ich es nicht kann!"

Robert blieb stehen. Er berührte fast den Baum, hinter welchem sich Pontalès und der Mann der Gesetze verborgen hielten.

Diese sahen, wie er die Hand in die Tasche schob und einen Gegenstand von geringem Umfange hervorzog, den die beiden Lauscher wegen der Dunkelheit nicht genau erkennen konnten.

Es war eine Brieftasche. Robert näherte sie den Augen Marthe's, welche ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckte.

„Es ist unangenehm, bis zu diesem Aeußersten kommen zu müssen, gnädige Frau," fuhr Robert mit leiserer Stimme fort, „aber Sie allein zwingen mich, Alles zu ergreifen! Und doch wissen Sie recht gut, wie viel ich gegen Sie vermag!"

Er schlug auf den Maroquin seiner Brieftasche. Marthe blieb regungslos stehen.

„Zwingen Sie mich nicht, Aufsehen zu machen!" nahm Robert wieder das Wort. „Sie wissen, wie verschwiegen ich drei Jahre lang gewesen bin. — Seien Sie nicht grausamer gegen sich selbst, als ich gegen Sie bin. — Wenn Sie fortfahren, mir entgegen zu sein, so muß ich mich ungeachtet meines großen Widerstrebens entschließen, von dieser Waffe Gebrauch

zu machen. — Wenn Sie dagegen einwilligen, wie ich es noch hoffe, so können Sie, wie bisher, so auch späterhin auf meine erprobte Verschwiegenheit rechnen."

Die gnädige Frau zögerte noch einen Augenblick. Das Dunkel der Nacht verdeckte die Todesangst, welche auf ihren Zügen lag.

„Ich kann Ihnen nicht widerstehen, mein Herr," sagte sie endlich mit kaum verständlicher Stimme; „ich werde thun was Sie befehlen!"

„Schön!" rief Robert erfreut aus und steckte die Brieftasche wieder ein; „einer Frau von Geist gegenüber hat man stets Hilfsmittel."

Dann fuhr er fort in dem Tone, wie ein Schauspieler, der mit Personen spricht, welche von den Zuschauern nicht gesehen werden:

„Holla! ist Niemand hier?"

Herr Le Hivain trat aus seinem Versteck hervor.

Marthe fuhr bei seinem Anblick entsetzt zurück.

„Ich habe die Ehre, Ihnen meinen unterthänigsten Respect zu vermelden, gnädige Frau," sagte Makrocepalus in seinem süßlichsten Tone; „ich habe gar nichts gehört; und wenn ich auch etwas gehört hätte," fuhr er dann fort, indem er sich zu dem Ohre der gedemüthigten und zitternden Frau neigte, „so wissen Sie doch, daß Sie in mir den treusten Diener haben, der sich gern in tausend Stücke zerhacken lassen würde, wenn er Ihnen damit einen Dienst erweisen könnte."

„Herr Le Hivain," sagte Robert, „Sie werden die Güte haben, der Frau von Penhoël in das Schloß zu folgen. Sie werden sich mit ihr in das Zimmer des gnädigen Herrn begeben,

der Ihnen, auf Vorbitte der gnädigen Frau, schriftliche Vollmacht ertheilen wird, das neue Schloß nebst Zubehör zu verkaufen."

Er küßte die Hand der gnädigen Frau auf sehr unterthänige Weise und fuhr dann fort:

„Beeilen Sie sich so sehr, wie es möglich ist, Herr Le Hivain. — Ich erwarte Ihre Rückkehr!"

Vorhersagungen.

Diane und Cyprienne waren bereits seit einigen Augenblicken in dem Häuschen des Fährmanns von Port-Corbeau.

Bei ihrem Eintritt hatte Benoit aufgehört zu singen; er hatte sich auf seine Ellbogen aufgerichtet, um mit Achtung die Fräulein von Penhoël zu begrüßen.

Dann hatte er sich auf seinem Lager wieder zurückgelegt und betrachtete regungslos das verräucherte Gebälk, welches das Gerüst seiner Hütte bildete.

Wenn man ihn so, bleich und abgezehrt, mit eingesunkenen Wangen und halb geöffnetem Mund daliegen sah, so hätte man meinen sollen, er gehöre bereits dieser Welt nicht mehr an, und zwar um so mehr, als er selbst den Crucifix von schwarzem Holze auf seine Brust gelegt hatte, welcher die kalte Hülle der Entschlummerten gegen die Einflüsse des bösen Geistes sichert.

Eine dünne und qualmende Harzkerze war etwas hinter dem Lager zu seinem Haupte an der Wand befestigt und beleuchtete seine abgehagerten Züge von der Rückseite her, so daß die knochigen Vorsprünge seines Antlitzes um so tiefere Schatten warfen.

Cyprienne war völlig erbleicht und zitterte, indem sie den Fährmann betrachtete.

Das Licht der Harzkerze beleuchtete kaum das Lager und einen hölzernen Klotz, auf welchem ein Topf mit geweihetem Wasser und einem Wedel stand. Der Rest des Stübchens verlor sich in ein Halbdunkel, aus welchem hier und da, wenn die knisternde Kerze ein lebhafteres Licht ausstrahlte, die elenden Gegenstände hervortraten, welche die Ausstattung des Zimmers bildeten.

Draußen war die Luft schwer, in dem Häuschen vermochte man kaum noch zu athmen: die Atmosphäre war mit jenen feuchten und kalten Miasmen beladen, welche von dem Todeskampfe ausgeathmet zu werden scheinen.

Diane trat neben Benoit Haligans Lager.

Cyprienne setzte sich etwas abseits und mischte einen erquickenden Trank in einer kleinen Schale von Fayence.

„Nun, Benoit,“ sagte Diane, „Ihr wollt uns also heute Abend nicht antworten? — Wir haben Euch eben erst singen gehört, warum schweigt Ihr jetzt?“

Der Greis antwortete nicht. Sein Athem, gewöhnlich so geräuschvoll und beschwerlich, ward in diesem Augenblick so leicht, daß man ihn nicht mehr hörte.

„Meine Schwester — meine Schwester!“ sagte Cyprienne erschreckt; „wir wollen den Pfarrvicar holen. — Wir sind vielleicht in der Behausung eines Todten!“

Keine Bewegung des alten Fährmanns widerlegte diese Furcht. Er lag fortwährend lang ausgestreckt, den Mund und die Augen weit geöffnet, die Arme über die Brust gekreuzt, jenen liegenden Statuen gleich, welche man auf alten Grabdenkmalen sieht.

„Benoit, mein armer Benoit!“ sagte Diane; „Ihr wißt

wohl, daß wir Euch lieb haben — warum erschreckt Ihr uns so? Wir sind heute Abend sehr spät gekommen, allein es ist nicht unsere Schuld. — Benoit, antwortet uns, ich bitte Euch!"

Keine Antwort. Cyprienne fühlte Grabeskälte durch ihre Adern rinnen, und ihre Beine wankten unter der leichten Bürde ihres Körpers.

Diane näherte sich dem Haupte Benoits noch mehr und fuhr fort:

„Ihr habt vielleicht Durst und habt Euch nicht erheben können, um zu trinken, armer Mann! — Ihr habt uns gerufen. — Die Stunde, zu welcher wir gewöhnlich kommen, ist verflossen und Ihr habt geglaubt, daß wir Euch vergessen hätten!"

Noch immer dasselbe Schweigen. Die Flamme der Harzkerze begann nur zu zittern und die Veränderung der Licht- und Schattenstellen brachte eine Art künstliches Leben auf dem finstern Antlitz des Greises hervor.

Cyprienne fühlte, daß ihr Muth zu Ende sei. Sie dachte an eine Flucht. Diane dagegen that noch einen Schritt gegen das Lager des Fährmanns und ergriff den Arm desselben, um seinen Puls zu befühlen.

Als Benoit von den Fingern des jungen Mädchens berührt wurde, ergriff ihn ein leises Zittern. Ein Seufzer entfloh seinen bleichen Lippen und seine Augenlider zuckten, als wäre der Zauber, welcher ihn bisher gefesselt gehalten hatte, mit einem Male gebrochen.

„Das Freudenfeuer hat schön gebrannt," sagte er, indem er seine Augen ermattet schloß; „ich sah seinen rothen Schein durch die Thür meines Häuschens. Es ist ein Freudentag, junge

Mädchen! — Man tanzt auf der Meierei und tanzt in dem Garten Penhoëls. — Der arme Benoit bleibt allein — sein Todeskampf dauert zu lange!"

Diane nahm die Schale aus Cypriennes Hand und reichte sie dem Greise. Benoit schüttelte ablehnend das Haupt.

„Ich habe noch die Zeiten gesehen," fuhr er fort, „wo Penhoël kam und von seinen sterbenden Dienern Abschied nahm. Damals vergaß Penhoël nie, das zu thun, was schön und edel ist. Aber es gibt noch einen andern Todeskampf außer dem des Körpers, und ich bin dem Sohne meines Herrn nicht böse."

„Trinkt," sagte Diane, „das wird Euch erquicken."

„Es gibt nur Eins in der Welt, was mich erquicken kann," antwortete der Greis, in dessen Zügen fast ein Lächeln leuchtete, „nämlich Ihre süße Stimme mit meinen Ohren zu hören, Diane von Penhoël. Es gab einen Mann, den ich mehr liebte, als ein Vater seinen einzigen und angebeteten Sohn liebt. In dem Grade, wie ich meinem letzten Tage näher komme, sehen die Augen meines Geistes besser und fernerhin. — Er ist nicht todt — er wird vielleicht wieder kommen, wenn es zu spät ist! Meine Töchter, Ihr habt seine großen feurigen Augen und habt sein gutes Herz. Wenn ich dort oben an der Pforte des Paradieses sein werde, dann werde ich erst für ihn und für Euch beten, ehe ich für mich selbst bete."

Seine Stimme belebte sich allmählich und sein Haupt, dessen lange graue Haare nachlässig in das Gesicht fielen, schien sich von dem Kopfkissen ein Wenig emporzuheben.

„Nein! — nein!" fuhr er dann fort, erst jetzt auf die Frage antwortend, welche Diane früher an ihn gerichtet hatte, als er regungslos und wie todt da lag; „nein, ich bin nicht böse

auf Euch, meine Töchter. Ich wußte, daß Ihr heute noch kommen würdet — aber morgen —"

Er unterbrach sich.

„Wir versprechen Euch, daß wir auch morgen kommen wollen," wollte Diane sagen.

Der Fährmann erhob sich langsam und mit großer Anstrengung; es gelang ihm, sich in eine sitzende Haltung auf seinem Lager zu bringen.

„Kommt Beide näher," fuhr er mit langsamerer und gerührter Stimme fort; „damit ich Euch noch ein Mal sehe, meine schöne Diane, und Euch, meine hübsche Cyprienne, reizende Blüthen des neuen Schlosses! — O gewiß! wenn der Aeltestgeborne zurückgekehrt wäre, so hätte der alte Stamm noch ein Mal schöne Tage erlebt! — Aber er zögert! — er zögert! — ich glaube, daß Gott es nicht will!"

Er warf seine langen grauen Haare zurück. Seine Augen begannen in seinem bleichen Antlitz zu leuchten, und das Feuer derselben schien selbst die tiefen Runzeln zu erhellen.

Die beiden Schwestern hörten ihm tief ergriffen und aufmerksam zu.

„Ich sehe Vieles!" fuhr abermals der Greis fort. „Warum muß mein Wille so ohnmächtig sein! Kinder, wenn Ihr nicht mehr kommt, so werde ich morgen allein sein — denn mein Schmerzenlager wird von Allen gemieden. — Gott wird mir dann die letzte Freude auf dieser Welt genommen haben!"

„Wir werden aber wieder kommen," versicherte Diane.

Und Cyprienne fügte hinzu, indem sie zu lächeln versuchte:

„Muß ich nicht kommen, um Euch Euern Nachttrunk zu bereiten, guter Vater Benoit, da ich Euer Arzt bin?"

„Was mich anbetrifft," antwortete der Fährmann, „so habe ich nichts nöthig, meine Töchter — ich mag verlassen sein oder nicht, meine Stunden sind gezählt. Der Hunger, der Durst, die Krankheit werden mich nicht tödten können, da Gott die Art, wie ich sterben soll, bestimmt hat. — Ich weiß die Zahl der Tage, die ich noch zu leben habe. — Das wird noch lange dauern! — Cyprienne von Penhoël, Ihr wolltet eben erst einen Priester rufen, damit er den Todtensegen über mir spreche, aber Ihr werdet eher scheiden, als ich, meine Tochter!"

Cyprienne senkte zitternd das schöne Köpfchen. Sie war gewöhnt, an die Worte des Greises, wie an Orakelsprüche zu glauben.

„Sagt das nicht," raunte ihm Diane zu; „Ihr wißt wohl, daß wir unseres ganzen Muthes bedürfen!"

Allein Benoit Haligan schien einer unwiderstehlichen Gewalt zu weichen. Er war nicht mehr derselbe Mann. Sein Rücken hatte sich wieder gerade aufgerichtet; seine Züge schienen verklärt; in der Tiefe seiner hohlen Augen brannte eine wundersame Flamme.

„Und auch Ihr, Diane von Penhoël!" fuhr er fort. „Alle Beide — alle Beide zusammen! — Unterbrecht mich nicht, denn dieser Augenblick der Kraft, den mir Gott gewährt, wird ein kurzer sein, und wenn ich dann wieder schweige, so werde ich für lange Zeit schweigen! — Ich bin allein, — ich liebe Niemand in der Welt, als Euch und den Abwesenden. — In den siebzig Jahren, welche mein Leben gedauert hat, bin ich ein armer Mann gewesen — und doch habe ich einen kleinen Schatz gesammelt, welchen ich am Fuße der großen Erle vergrub, die ihre Zweige in dem Flusse badet, und an welche ich meinen Nachen in jenen

Zeiten band, da ich noch über das Wasser setzen konnte. — Merkt Euch das wohl, denn kein menschliches Wesen ist untrüglich, und vielleicht sind meine Prophezeiungen die Träume eines alten Mannes, der im Sterben liegt. – Und das gebe Gott, Kinder, das gebe Gott!"

„Unter der Erle." fuhr er dann fort, „liegen hundert Sechsfrankenstücke, verschlossen in einen irdenen Topf. — Ich habe die Stücke, eins nach dem andern, in den Topf gelegt, und es hat mich viele Jahre schwerster Anstrengung gekostet, um das Geld zu erwerben!"

„Als Penhoël noch glücklich und reich war, da gedachte ich das Geld der Kirche zu schenken nach meinem Tode, damit Messen für die Ruhe meiner Seele gelesen würden und auch für die Blauen, welche ich währerd des Krieges auf der Lande getödtet habe.

„Seitdem aber Penhoël arm ist — unterbrecht mich nicht, denn ich weiß, was ich sage! — seitdem haben seine Diener nicht mehr das Recht, an sich selbst zu denken.

„Ich sagte also zu mir: mein Geld wird für die gnädige Frau sein, für den Abwesenden, der vielleicht wiederkehrt und dann kein Erbtheil mehr findet, oder für die Töchter Jean's von Penhoël.

„Merkt Euch das, denn ich werde nicht wieder über diesen Gegenstand mit Euch sprechen. — Wie es auch kommen möge, ich mag leben oder todt sein, es geschehe heute oder auch in zehn Jahren, Ihr seid meine Erbinnen und die hundert Sechsfrankenstücke gehören Euch."

Cyprienne und Diane hatten Thränen in ihren Augen.

„Armer, guter Vater Benoit!“ sagten Beide zu gleicher Zeit.

Der Greis lächelte bitter und traurig.

„Dankt mir nicht,“ versetzte er, „Ihr müßtet denn meinen Rath befolgen wollen.“

„Was für einen Rath?“

„Heute, in dieser Stunde noch sagt mir Lebewohl für immer, und ohne Euch die Zeit zu nehmen, nach dem Schlosse zurückzukehren, holt das Geld, welches unter der Erle liegt. Wenn Ihr dann das Geld habt, so setzt über das Wasser und entflieht, meine Töchter, entflieht so weit, wie Eure Füße Euch tragen wollen“ —

Diane und Cyprienne schüttelten den Kopf.

„Und unser Vater!“ sagten die beiden Mädchen zu gleicher Zeit. „Und die gnädige Frau — und der Engel —?“

„Was vermag ein armer Greis gegen den Willen Gottes!“ rief Benoit Haligan wie im Selbstgespräche aus.

Dann schwieg er einige Augenblicke, während er die Arme auf der Brust kreuzte und die Augen gen Himmel richtete.

Diane und Cyprienne hielten einander bei der Hand. Ihre reizenden Züge, welche von dem zitternden Lichte der Harzkerze schwach erleuchtet wurden, drückten eine wehmüthige Entsagung aus.

Beide glaubten auf gleiche Weise den prophetischen Worten des Fährmanns; beide glaubten an die Wahrheit dieser Vorhersage eines gewaltsamen und nahen Todes. Sie empfahlen ihre Seelen dem Herrn und wollten nicht fliehen.

Das Opfer war im Innersten ihrer Herzen vollbracht, ohne

Prunk und mit frommer Ruhe. Sie sahen einem Märtyrthum entgegen.

Nach einigen Secunden fuhr Benoit fort, gleichsam als hätte er mit sich selbst gesprochen:

„Mein Gott! warum zeigst Du denen die Zukunft, welche doch zu schwach sind, um das Unglück zu verhindern oder es zu bekämpfen? — Seit dieser Mann an jenem stürmischen Abende meine Barke betreten hat, — seit jener Blitz mir zum ersten Male seine Züge zeigte, erhob sich eine Stimme in meinem Innern. — Es ist nun drei Jahre her, seit meine Träume ihn mir zeigen, bei Nacht und bei Tage, im Schlafe und im wachen Zustande — aber stets sehe ich dasselbe. — Wehe! — nichts als Wehe!"

Etwas Blut stieg in seine bleichen Wangen; seine Augen strahlten noch mehr.

„O! wenn ich noch den Arm eines Mannes hätte!" rief er aus; „allein ich bin nur noch ein Leichnam! — Er kam mit einer Hochfluth, an dem Abende, als die Mühle von Houssayes von dem Wasser hinweggerissen wurde. — Eine Hochfluth wird ihn auch wieder hinwegführen, bei Hochfluth und Unwetter wird er davonfahren! — Aber vor diesem Tage wird er noch mehr als Einem und mehr als Einer auf dem Schlosse das Leben nehmen! — Aus allen guten Mädchen auf Penhoël wird er Nachtschönchen machen — und diese Stunde ist sehr nahe, Diane! — sehr nahe, Cyprienne! Ich sah heute Abend die schöne Herbstsonne hinter dem Hügel hinabsteigen — und ich sagte zu mir: Die Töchter Jeans von Penhoël sind jung, schön, liebenswürdig. — Wenn morgen wieder die Sonne meine Hütte beleuchtet, — wo werden dann die Töchter Jean's von Penhoël sein?"

Cyprienne und Diane schauderten zusammen.

„Wie! – schon so bald!“ sprach Diane mit leiser Stimme aus.

„Das Tiefland ist groß,“ murmelte der Fährmann; „und wenn auch das Wasser jetzt flach ist, so kann man in dem Strudel der weißen Dame doch noch immer zwei arme Mädchen ertränken!“

Cyprienne legte ihr Köpfchen an Diane's Busen, welche die Schwester schweigend an ihr Herz drückte.

„Dann aber,“ fuhr Benoit Haligan fort, „dann wird der Geist des Bösen Herr im Schlosse sein. – Arme Marthe! Wie sehe ich sie weinen, indem sie ihre Tochter ruft!“

„Auch Blanche!“ sagte Diane, der eine Thräne über das Loos des Engels in die Augen trat, obschon sie über ihr eignes Loos nicht geweint hatte.

„Und Penhoël!“ rief der Fährmann aus, indem er die langen weißen Haare schüttelte. – „Und Penhoël! O, Mord über Mord!“

Die Augen des Greises unterliefen mit Blut und seine Stimme stockte in seiner Kehle.

„Penhoël!“ schrie er, als sähe er eine Geistererscheinung in dem leeren Raume; „Erbarmen! – es ist Euer Bruder!“

Seine Arme sanken auf die Decke seines Lagers zurück.

„Ich hatte es gesagt,“ fuhr er erschöpft fort; „Leib und Seele verloren!“

Er sank mit einem schweren Falle zurück und sprach nicht mehr.

Cyprienne und Diane blieben von Schrecken ergriffen unbeweglich stehen.

Während einiger Minuten herrschte eine peinliche Stille in der Hütte; dann schien sich ein Funke in dem erloschenen Auge des Greises zu entzünden..

„Hört," sagte er mit abgebrochener und leiser Stimme; „hört."

Seine Hand gebot Stille, als hätte er einen schwachen und fernen Ton erlauschen wollen.

„Hört," wiederholte er zum dritten Male; „hört Ihr nicht, daß man da oben unter der **Tour du Cadet** von Euch spricht?"

Die beiden Schwestern blickten ihn erstaunt an. Die Entfernung von dem alten Zwinger bis zu der Hütte war eine so große, daß ein lautes Schreien nöthig gewesen wäre, um sich von dem einen Punkte bis zum andern hörbar zu machen.

„Sie sind da!" fuhr indeß Benoit fort, „die feigen und habgierigen Mörder! — fliehet! — fliehet, meine Töchter! — Noch ist es Zeit!"

Und da Cyprienne und Diane unbeweglich stehen blieben, so fuhr Benoit langsam fort:

„Sie sind da, sage ich Euch! wenn Ihr nicht fliehen wollt, so geht wenigstens hin und erfahret das Loos, welches sie Euch zugedenken."

Es lag in dem Tone des Fährmanns der Ausdruck einer so tiefen Ueberzeugung, daß Diane und Cyprienne nicht mehr an die Entfernung dachten, welche sie von dem Thurme trennte.

Sie sprangen hinaus, als hätte es hingereicht, vor die Hütte zu treten, um jene Stimmen zu vernehmen, welche über ihr Loos entschieden.

Draußen herrschte tiefe Stille. Die drückende Atmosphäre bewegte kein Blättchen in dem Niederwalde. Die beiden Schwe-

stern klimmten den steilen Pfad hinan, welcher nach der **Tour du Cadet** führte.

Sie legten sich keine Rechenschaft über ihre Handlung ab, und ihr Geist war völlig eingenommen von den unheimlichen Gedanken, welche Benoit Haligan in ihnen hervorgerufen hatte.

Als sie sich aber der Höhe des Berges näherten, da blieb Diane plötzlich stehen und drückte Cyprienne's Hand fester.

Benoit Haligan hatte sie nicht getäuscht. Sie vernahmen mehre Stimmen unter der **Tour du Cadet** und es schien ihnen, als unterschieden sie zu verschiedenen Malen ihre Namen.

Berathung.

Cyprienne und Diane befanden sich etwa zwanzig Schritte von der Rasenbank, auf welcher sie vorher gesessen hatten, ehe sie sich zu Benoit Haligan begaben. Geräuschlos und vorsichtig durchschritten sie die kleine Entfernung, welche sie von der **Tour du Cadet** trennte, denn sie wußten noch nicht, ob sich die Sprechenden innerhalb oder außerhalb des Buschwaldes befänden.

Der Raum um die Rasenbank war leer, wie sie denselben verlassen hatten, aber die Sprechenden waren nur durch die niedrigen Kastanienbüsche von ihnen getrennt.

Die beiden jungen Mädchen bogen vorsichtig die Zweige zur Seite und verbargen ihre Köpfe in dem Gebüsch. Sie sahen anfangs nichts, allein der Klang der Stimmen leitete sie, und endlich gelang es ihnen, trotz dem Dunkel, drei Schatten zu erblicken, welche sich in einiger Entfernung von ihnen bewegten.

Sie erkannten den Herrn Marquis von Pontalès, Robert von Blois und Blaise, den Bedienten des Letztern.

Es war Blaise, der zu verschiedenen Malen die Namen der Schwestern ausgesprochen hatte.

Der Täuscher war keineswegs durchaus jener heitere und scherzhafte Schurke, als welchen wir ihn in dem Gasthofe von Redon gesehen haben. Er hatte drei Jahre in der Bedienten=

stube gewartet, während sein Kamerad Robert, genannt der Amerikaner, das köstlichste Leben in dem Salon führte. Dieses lange Warten hatte seinen Charakter beißig und seine Laune unwirsch gemacht. Zudem hatte er noch die Laster der Antichambre angenommen, denn man ist nicht vergebens Bedienter, sollte es auch nur zum Scheine sein. Blaise war übermüthig, boshaft, prahlerisch, lügnerisch geworden, und dabei ein Dieb geblieben.

Es bedarf keiner Bemerkung, daß er seinen vorgeblichen Herrn haßte. Er verabscheute außerdem Pontalès wegen seines Vermögens; er verabscheute den Oheim Jean, der sich ungeachtet seiner plumpen Holzschuhe und seiner Armuth an die Tafel der Edelleute setzen durfte; er verabscheute Penhoël, die gnädige Frau, die ganze **société**, von den drei Grazien Babouin des Rozeaux de l'Etang, bis auf den geringsten der drei Vicomtes; er verabscheute die Bedientenwelt, welche unverschämt genug war, ihm nur eine geringe Ehrerbietung zuzugestehen; die Bauern, welche ihn nicht tief genug begrüßten, und den Herrn Le Hivain, der ihn doch mit Höflichkeiten und lächelnder Freundlichkeit überschüttete.

Ungeachtet dieses allgemeinen Menschenhasses lebte er sehr vergnügt und ließ sich nicht zu sehr von der Wehmuth ergreifen. Er war ein dicker Bursche, ziemlich pausbäckig, und seine mit Neid verbundenen Abneigungen steigerten sich nicht bis zum Hasse, einen einzigen Fall ausgenommen. Herr Blaise, denn so mußte man ihn nennen, glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß die hübschen Augen der Fräulein Diane und Cyprienne oft mit einem gewissen Spott auf ihn gerichtet waren. Diese kleinen Mädchen hatten die Stirn gehabt, mehr als ein Mal über seine

stolze Wichtigkeit zu scherzen! Er haßte sie also vorzugsweise und so recht aus dem Grunde seines Herzens.

Ungeachtet seiner schlechten Laune, ungeachtet der feindlichen Stimmung gegen seinen vorgeblichen Herrn, verrichtete Blaise gewissenhaft, was ihm aufgetragen wurde. Seine Geschäfte waren aber auch keineswegs die eines gemeinen Bedienten; er hatte nur das Amt eines Beobachters, eines Lauschers hinter den Thüren und Spions, und erfüllte die Pflichten dieses Amtes mit musterhafter Pünktlichkeit.

Kurz, er arbeitete in seinem Interesse, denn, nachdem einmal der Feldzug eröffnet war, wollte auch Herr Blaise seine Rechnung nicht aufgeben, dereinst auf seinen Lorbeeren zu ruhen.

Einige Minuten waren verflossen, seit er zu Herrn Robert von Blois und dem Herrn Marquis von Pontalès getreten war.

Die während des verflossenen Tages von ihm angestellten Beobachtungen mußten wohl einen noch bedeutendern Erfolg geliefert haben, als gewöhnlich, denn Blaise hatte eine wichtigthuende Miene und jenen imponirenden Ton angenommen, dessen man sich bedient, um überraschende Neuigkeiten zu melden.

„Nun, Freund Blaise," hatte ihn Robert angeredet, „haben wir gute Neuigkeiten erfahren?"

Blaise schüttelte langsam den Kopf.

„Wir haben etwas erfahren —" antwortete er, „wir haben sogar viel erfahren, — aber wir haben nichts Gutes erfahren."

„Was gibt es denn?"

„Sie gehen langsam vorwärts, Herr Robert, und indeß kann Ihr Spiel verloren gehen."

„Erkläre Dich näher.“

„Meiner Sir! ich habe heute so viel Geschichten vernommen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. — Haben Sie schon bisweilen daran gedacht, daß es ein wüthender Tanz werden würde, wenn die jungen Burschen von Glénac und Bains eines Tages ihre Knüppel ergriffen, denn die Flinten würden sie nicht einmal nöthig haben, um Penhoël wider seinen Willen zu vertheidigen und unsere ganze Gesellschaft zum Teufel zu jagen?“

„Was für ein Einfall!“

„Wie Sie richtig bemerken — nur ein Einfall; allein ich darf mich rühmen, diesen Einfall nicht allein gehabt zu haben.“

„Sie würden dann immer noch eine Zuflucht auf dem Schloß Pontalès finden, mein lieber Herr von Blois,“ sagte der Marquis; „ich hoffe, daß Sie nicht daran zweifeln werden, daß es mir die höchste Freude gewähren würde, Ihnen meine Gastfreundschaft anzubieten.“

Robert verneigte sich. Blaise fuhr fort:

„Pontalès ist ein schönes Schloß! Und wenn man es in Brand steckte, würden wenigstens die Mauern stehen bleiben, denn sie sind von schönen Quadern —“

„In Brand steckte?“ stotterte der Marquis, „wer hat Euch Solches vorgesprochen?“

„Es ist auch nur ein Einfall — aber ein Einfall, der nicht von mir ist!“

„Sollte irgend eine Verschwörung im Werke sein?“ fragte Pontalès mit aufgeregter Stimme.

„Ja, Herr Marquis,“ antwortete Blaise mit jener Kaltblütigkeit des Komedianten, welcher alle Ohren des Parterres

weit öffnet; „es ist eine Verschwörung im Werke — und wenn Sie sich nicht rühren, so möchte ich für die braven Jungen von Glénac und Bains gegen Sie wetten!"

Pontalès versuchte ein Lächeln.

„Ihr wollt uns erschrecken, mein lieber Herr Blaise," sagte er halblaut.

„Sprich offen," forderte Robert auf. „Räthsel können uns nichts nützen!"

„Ich werde versuchen, mich deutlich zu machen. — Ich habe Ihnen oft genug gesagt: Hüten Sie sich vor den Töchtern des Oheims in Holzschuhen! Sie werden Ihnen irgend einen garstigen Possen spielen Sie antworteten: „Es sind Kinder!" Nun, diese Kinder haben eine wahrhafte Armee gegen Sie in Bewegung gesetzt. — Wenn Sie gehört hätten, wie ich, was eben erst auf der Meierei während des Freudenfeuers gesprochen wurde! — Sie haben Penhoël tief genug entwürdigt, aber sein Name ist noch stets von einem Zauber umgeben, denn junge Männer, wie Greise, sprechen von dem Tode für Penhoël, wie von einer einfachen Sache. — Sie wissen halb und halb, was vorgeht. Sie sprechen davon, daß sie den Herrn Marquis, den Herrn Robert und Lola in Stücke zerhauen wollten. — Da sie aber Alles so genau wissen, so müssen sie von Jemand belehrt sein — und wer kann diese Mühe auf sich genommen haben, wenn nicht die verdammten Kinder?"

„Das ist wahr," sagte Robert.

Pontalès schwieg.

„Ich habe mein Möglichstes gethan, um Sie von denselben zu befreien, aber man hilft mir nicht. — Um auf die Spitzbuben von Glénac und Bains zurückzukommen, so ist das meiner

Treu! eine ernsthafte Geschichte! Sie kennen die Leute so gut, wie ich, Herr von Pontalès. Wenn einmal der Einfall, uns einen bösen Possen zu spielen, in ihre dicken langbehaarten Köpfe eingedrungen ist, so sind wir verloren und weder Gerichte noch Gendarmen vermögen uns zu schützen!"

„Bah!" machte Robert, „die knurren schon lange Zeit."

„Heute thaten sie noch etwas mehr. Sie haben jetzt einen Anführer — unsere alten Bekannten, Herr Robert, — den alten Géraud aus dem gekrönten Bock. Und dieser Anführer kommt mir gerade so vor, als wäre er nur der Lieutenant eines unsichtbaren Chefs."

„Und wer wäre dieser?" fragte Robert.

„Vielleicht einer von den beiden kleinen Teufeln, eine von den Töchtern des Oheims in Holzschuhen," versetzte Blaise.

In diesem Augenblick schlüpften Cyprienne und Diane, leise wie die Mäuschen, unter die Kastanien.

Blaise fuhr fort:

„Der Vater Géraud spricht mit einer seltenen Hochachtung von ihnen. Es scheint, als finde er in ihrer Hilfe eine Art übernatürlichen Beistandes. — Allein vielleicht gibt es noch einen andern Chef."

„Und das wäre —?" fragten zu gleicher Zeit Robert und Pontalès.

Die beiden jungen Mädchen waren ganz Ohr. Kein Wort entging ihnen von jetzt an.

„Sie sprechen in schwer verständlichen Worten," antwortete Blaise, dessen Stimme sich unwillkürlich dämpfte; „man merkt, daß sie auf ein ganz neues und noch unsicheres Geheimniß anspie-

len. — Allein ich habe ihre Hoffnung verrathen und befürchte, daß der Abwesende zurück ist."

Pontalès und Robert bebten zusammen, als hätten ihre Körper einen materiellen Stoß erlitten.

Cyprienne und Diane suchten hinter dem Gebüsch ihre laut pochenden Herzen zu bewältigen. Sie waren es, welche auf das Gerathewohl und als letzte Hilfsquelle, die falsche Nachricht von der Rückkehr Louis' von Penhoël verbreitet hatten. Und dennoch ließ diese Nachricht, aus dem Munde des Feindes vernommen, eine unbestimmte Hoffnung in ihnen aufdämmern.

Die Aufregung, welche sie bei der Nennung des Aeltestgebornen von Penhoël fühlten, ließ sie fast vergessen, daß Sie selbst die falsche Nachricht von seiner Rückkehr erfunden hatten.

„Wenn er wiederkäme! — Das ist schon das zweite Mal, daß ich diese Nachricht vernehme!"

„Nach dem, was man von dem Manne sagt!" fügte Robert hinzu, „würde dann aller Spaß zu Ende sein. — Das wäre eine andere Geschichte, als die von den kleinen Mädchen oder von dem alten Garkoch von Redon, der so ein fünf oder sechs Dutzend Bauernbengel gegen uns aufwiegelt! — Sie haben ihn ja wohl gekannt, Herr Marquis?"

„Ich habe ihn gekannt," antwortete Pontalès. „Er war damals noch ein Kind, allein wenn er noch eben so ist, dann mag Gott uns behüten, daß wir ihm nicht einmal Angesicht gegen Angesicht gegenüber stehen müssen!"

„Bah!" rief Blaise aus; „ist er denn so gewaltig, daß wir uns schon vor seinem Schatten fürchten müssen? — Sie verlieren den Muth schon zum voraus! — Vielleicht ist es nur ein falsches Gerücht. — Wenn der fragliche Mann zurückgekehrt wäre,

und wenn er so schrecklich wäre, wie Sie es sagen, so würde er uns wohl nicht so lange unsern Geschäften haben nachgehen lassen! — Nun, meine Herrn, ich habe auch meine kleinen Hoffnungen bei der Angelegenheit. Obgleich ich nur Ihr ergebenster Diener bin, zählt meine Stimme in dem Rathe mit. — Sie haben zu lange gezögert: Sie müssen mit einem einzigen Streiche die verlorene Zeit wieder einbringen!"

„Wir sind Deinem Rathe zuvorgekommen, Freund Blaise," antwortete Robert. „In wenigen Minuten wird Herr von Pontalès Besitzer des neuen Schlosses Penhoël sein."

„Sie haben die Unterschrift schon?"

„Wir erwarten sie."

Blaise rieb sich die Hände.

„Schön gespielt, das Mal!" rief er aus. „Der beste Hebel vermag nichts, wenn er keinen Stützpunkt hat. Sobald Penhoël keinen Fußbreit Erde mehr hat, werden die Bauern zur Besinnung kommen. — Für einen Edelmann, der sich zur Hälfte zu Grunde gerichtet hat, kann man noch schwärmen, — aber für einen Bettler —"

„Ueberdieß kann auch Penhoël nicht im Lande bleiben," fügte Pontalès hinzu.

„Mit seinen Fälschungen können wir ihn bis an das Ende der Welt treiben!" sagte Robert.

„Wenn dann erst einmal der Herr fort ist," fuhr Pontalès fort, „so geht Alles, wie am Schnürchen. — Wir haben dann auch die beiden Töchter des Oheim Jean nicht mehr zu fürchten, und das ist ein wichtiger Punkt. Dann hat sich ferner der Vater Géraud selbst zu Grunde gerichtet, weil er Penhoël so viel Geld geborgt hat, wie in seinen Kräften stand. Man darf

nur einigen seiner Gläubiger ihre Forderungen abkaufen und hat ihn damit in den Händen. – Wenn nur Penhoël heute unterzeichnet, — für das Uebrige stehe ich dann schon ein!"

Diane und Cyprienne horchten. Tausend verworrene Gedanken durchkreuzten sich in ihren Köpfen. Diesem bevorstehenden und unvermeidlichen Untergange gegenüber hatten sie den Willen, noch zu kämpfen, aber sie fühlten, daß ihre Hände zu schwach waren und ihnen die Waffen fehlten.

Was war zu thun? Es kam sie der Gedanke an, nach dem Schlosse zu eilen und vor den Schloßherrn zu treten. — Allein es war ohne Zweifel dazu schon zu spät.

Unentschlossen und wie vernichtet durch die Entmuthigung blieben sie in ihrem Versteck.

„Dennoch ist eine Person im Schlosse, welche nicht gehen wird," sagte in diesem Augenblick Robert; „und in dieser Beziehung möchte ich einige Worte der Verständigung mit Ihnen wechseln, Herr von Pontalès. Ihr Sohn ist ein eifriger Anbeter des Fräulein Blanche."

Blaise schulterte sich in einem „Bei Seite."

„Das mißfällt mir," fuhr Robert in einem kalten und fast gebieterischen Tone fort.

Pontalès reichte ihm die Hand.

„Mein trefflicher Freund," sagte er in einem herzlichen Tone, „ich wünschte, Ihnen größere Beweise meiner Freundschaft geben zu können. — Seien Sie überzeugt, daß mein Sohn einen strengen Verweis bekommen wird. Er soll ein für alle Mal wissen, daß ich zwischen ihm und Ihnen, mein lieber Herr von Blois, keinen Augenblick wegen des Vorzugs unschlüssig sein werde.

Dieses vorausgesetzt, werden Sie mir die Frage erlauben, was Sie mit dem Fräulein von Penhoël zu beginnen gedenken."

„Ich liebe sie," antwortete Robert; „ich werde sie vielleicht heirathen."

„Eine schöne Parthie!" rief Blaise aus, indem er laut auflachte; „allein es ist mir, als käme die Unterschrift an."

In der That ließen sich Tritte auf dem Wege vernehmen, und einen Augenblick später sah man den Herrn Protais Le Hivain ankommen.

„Endlich!" riefen die drei Männer aus.

Und Pontalès fügte hinzu:

„Ist die Urkunde in Ordnung?"

Makrocephalus nahm seinen Hut ab und zog aus seiner Tasche ein gewürfeltes Taschentuch von bedeutendem Umfange, um den Schweiß abzutrocknen, welcher seine spitze Stirn befeuchtete. Offenbar war er so schnell gelaufen, wie ihn seine Beine hatten tragen wollen."

„Reden Sie doch!" sagte Robert ungeduldig; „er hat sich gewiß gehörig gesträubt?"

Ein Seufzer entwand sich der Brust des Rechtsanwalts. Niemand wurde jedoch durch denselben beunruhigt, so gewiß glaubte man sich des Erfolges, da die gnädige Frau ihr Versprechen gegeben hatte.

Makrocephalus blickte die drei Männer, einen nach dem andern, an.

„Reden!" brummte er, indem er erst Blaise und dann wieder Pontalès anblickte; „weiß ich denn, ob ich so etwas vor Jedermann aussprechen darf?"

„Nun?" fragte Robert.

„Der Herr Marquis —“ begann Makrocephalus.

„Herr Le Hivain,“ unterbrach ihn Pontalès trocken, „wenn Herr Robert von Blois Ihnen gesagt hat, daß Sie sprechen können, so reichte das hin. — Herr von Blois und ich, wir machen zusammen nur Einen aus! — Das habe ich Ihnen schon zwanzig Mal wiederholt!“

„Nun denn, Herr Marquis — es ist wahr. — Sie haben mir das nun schon zwanzig Mal gesagt! — Ich werde reden.“

Der Rechtskundige trocknete seine Stirn ab und stieß einen zweiten Seufzer aus.

„Ein Teufel von einem Menschen! — Ein Teufel von einem Menschen!“ sagte er in einem kläglichen Tone; „der hat noch eine Faust, sage ich Ihnen, daß er einem den Hirnschädel damit einschlagen kann, als wäre es eine Wallnuß! — Sie fragen, ob er sich gesträubt hat? — Gesträubt hat er — und zwar mich und sehr hart!“

„Aber die Urkunde?“ fragte das Trio.

„Er hat mich mit der Faust gegen die Brust gerannt — heftig gegen die Brust gerannt! — Dann hat er mich auf das Roheste bei den Schultern gepackt — hat mich die Treppe hinabgeworfen, selbst auf die Gefahr hin, einen Mord an meiner Person zu begehen!“

„Armer Herr Le Hivain! — aber die Urkunde! — die Urkunde!“

„Die Urkunde!“ wiederholte Makrocephalus, indem er von Neuem sein gewaltiges Taschentuch entfaltete; „ich möchte wohl wissen, ob sie bei ihm etwas ausgerichtet hätten! Ich sage Ihnen, daß er heute rasend ist und daß gar nichts mit ihm anzufangen ist!“

Die drei Männer blickten einander an. Keiner von ihnen hatte auf so schlechten Erfolg gerechnet.

Cyprienne und Diane drückten einander die Hände und dankten Gott aus aufrichtigem Herzen.

Pontalès nahm zuerst wieder das Wort.

„Also hat Penhoël die Unterschrift verweigert?" fragte er.

„Durchaus verweigert!"

„Und die gnädige Frau?" fragte Robert lächelnd; „sollte sie mich getäuscht haben?"

„Die gnädige Frau hat gethan, was sie thun konnte, — allein er ist heute Abend stolz, wie Artaban, und will von nichts etwas wissen! — So hatte ich ihn noch nie gesehen! — Man sollte meinen, er begreife seine Lage ganz und gar nicht mehr, oder der Teufel habe ihm Mittel verliehen, derselben zu trotzen!"

„Die Wiederkehr des Aeltestgebornen," brummte Pontalès; „vielleicht weiß er in dieser Beziehung mehr als wir."

„Ha! er will nicht unterzeichnen!" rief Robert mit von Zorn erstickter Stimme aus; „desto schlimmer für ihn!"

„Ich hatte kaum das erste Wort vorgebracht," sagte Makrocephalus wieder; „als er mir den Mund schloß. — Gott selbst, sagte er zwei oder drei Mal, will es nicht haben, daß Penhoël das Grundstück verkaufe, welches seinen Namen führt!"

„Wieder diese eingefleischten Teufel!" rief Blaise aus. „Ich wußte wohl, daß ich noch etwas Ihnen zu sagen vergessen hatte! Es ist nicht etwa Gott, der sich dem Verkaufe des Schlosses widersetzt, — es sind ganz einfach die kleinen Mädchen! — Sie benutzen allabendlich den Augenblick, wo Penhoël halb trunken wie eine regungslose Masse in seine Kissen sinkt, um zu seinen Häupten Geistererscheinungen vorzustellen."

„Immer wieder sie!“ zürnte Robert, der nach Einem suchte, an welchem er seine finstere Wuth auslassen könnte.

„So verhält sich also die Sache?“ versetzte Makrocephalus. „Nun, Penhoël hat mir schon oft von Geistererscheinungen und Befehlen von Oben erzählt!“

Cyprienne und Diane hielten sich fest umschlungen. Thränen der Freude standen in ihren Augen. Jedes der Worte, welches sie hörten, hallte in ihren Herzen nach und erklang wie ein: „Kinder, Ihr habt Penhoël gerettet!“

Während sie noch triumphirten, die armen Kinder, ihre Herzen der Hoffnung überließen, vernahmen sie plötzlich ein Wort, welches sie wie ein Kolbenschlag traf.

Es war Robert, welcher sprach.

„Um jeden Preis müssen die kleinen Mädchen sterben!“ sagte er mit kurzer und entschlossener Betonung.

„Wenn es sich um einen Meuchelmord handelt,“ entgegnete Pontalès, „so trete ich zurück!“

„Herr Marquis, man kann Sie entbehren.“

„Wenn man die Gränzen überschreitet, innerhalb deren man sich gesetzlich bewegen kann,“ sagte auch Makrocephalus seinerseits, „so bin ich nicht dabei.“

„Herr Rechtsanwalt, man bedarf Ihres Dienstes nicht! — Man soll wenigstens nicht sagen, daß zwei elende Kinder ungestraft uns den Weg vertreten haben! Wo ist Vibandier?“

Diese Frage war an Blaise gerichtet.

„Bei der Cider-Tonne,“ antwortete der Bediente. „Er trinkt auf die Gesundheit des Königs.“

„Kann man noch immer auf ihn rechnen?“

„Ich lasse ihn bereits seit drei Tagen fasten, um ihn stets

im Athen zu erhalten," antwortete Blaise. „Er ist mager und ausgehungert, wie ein guter Jagdhund!"

Robert wandte sich an Pontalès.

„Herr Marquis," sagte er, „Jeder von uns muß heute Nacht seine Arbeit haben. — Bis morgen früh muß Alles beendet sein, denn es umschwebt uns gleichsam ein drohendes Geheimniß, und vielleicht würden wir es während unsers ganzen Lebens bereuen, einige Stunden unter den gegenwärtigen Verhältnissen verloren zu haben. — Ich nehme die kleinen Mädchen auf mich!"

„Wo werden Sie dieselben finden?" fragte Pontalès.

„Vibandier ist ein Spürhund ersten Ranges," antwortete Blaise.

„Was Sie betrifft, Herr Marquis," fuhr Robert fort, „so werden Sie Penhoël auf sich nehmen. — Herr Le Hivain, sind die falschen Urkunden noch immer in Ihren Händen?"

„Noch immer," antwortete Makrocephalus. „Nur habe ich, seit die kleinen Teufel bei Nacht mein Haus umkreisen, die Papiere aus dem Schubkasten genommen, in welchem ich sie verschlossen hielt, und unter dem Fußboden meines Arbeitszimmers verborgen. Man hat nur nöthig, meinen Armsessel hinwegzurücken und eine Fußdecke aufzuheben, um sie zu finden?"

Cyprienne und Diane, welche ihren Athem an sich hielten, um besser zu hören, wechselten ein stummes Zeichen des Einverständnisses.

„Dann ist noch nichts verloren," fuhr Robert fort, „und ich stehe Ihnen dafür, daß wir noch heute Nacht Penhoëls Unterschrift erlangen werden! Herr Le Hivain wird uns die falschen Urkunden holen. Wenn Penhoël sieht, daß man ihm die von ihm begangenen Fälschungen wie eine Pistole mit gespann-

tem Hahne an die Kehle setzt, so wird er nicht ferner widerstehen!"

„Auf den Weg, Herr Le Hivain!" sagte Pontalès; „wir spielen jetzt unsere letzte Partie?"

Diane und Cyprienne hatten ihren Beobachtungsposten verlassen. Sie sanken einander in die Arme.

„Meine Schwester," sagte Diane ganz leise, „wir müssen vor ihnen in das Haus des Herrn Le Hivain gelangen. — Wir wissen jetzt, wo die Papiere sind, welche Penhoël bedrohen!"

„Nur schnell!" flüsterte Cyprienne.

Sie wechselten einen letzten Kuß, worauf Diane noch in dem Tone einfacher und sanfter Entsagung sagte:

„Meine Schwester, wir setzen unser Leben auf das Spiel. — Wenn Eine von uns Beiden stirbt, wird die Andere die begonnene Aufgabe fortsetzen, — sterben wir aber Beide, so werden wir dort oben zu Gott für Penhoël beten!"

Diane schwang sich zuerst auf den Pfad, welcher nach dem Ufer des Wassers hinabführte, und gleitete geräuschlos denselben hinab; als aber Cyprienne ihrerseits ebenfalls hinabgleiten wollte, blieb das Ende ihres Kleides an einem Dornenbusche hängen.

Das Kleid zerriß. Die beiden jungen Mädchen beschleunigten ihre Flucht.

Robert, Pontalès und ihre beiden Gefährten trennten sich eben, als das leichte Geräusch, welches durch das Zerreißen des Kleides hervorgebracht wurde, zu ihren Ohren gelangte.

„Haben Sie gehört?" fragte Makrocephalus.

Niemand antwortete.

Pontalès, Robert und Blaise hatten sich bereits in das Gebüsch gestürzt.

Der Buschwald wurde rund umher mit äußerster Eile durchsucht, aber Niemand gefunden. „Und doch war Jemand hier!" sagte Pontalès mit aufgeregter Stimme.

Blaise schlug Feuer an und Makrocephalus öffnete die kleine Laterne, welche seinen Weg durch die Niederung erleuchtete, wenn er nach Sonnenuntergang nach Hause zurückkehrte.

Die Laterne wurde angezündet. Unsere vier Helden vermochten nun gegenseitig ihre erbleichten und von dem Gefühle der Furcht verstörten Gesichter zu sehen.

Dann durchsuchten sie die geringsten Verstecke rund umher.

„Es ist nichts!" sagte Makrocephalus, welcher in das Wachhäuschen gesehen hatte; „und weitere Zugänge gibt es nicht."

„Es wird ein Hase gewesen sein," meinte Blaise.

Aber Pontalès unterbrach ihn:

„Da ist ein Ausweg!" rief er; „so wahr ich lebe, ein richtiger Fußpfad! eine Schurre bis an den Fluß hinab!"

Dann fuhr er fort, indem er sich rasch vorneigte, um etwas aufzuheben:

„Was ist das?"

Die drei Andern kamen herbei. Pontalès hielt in der Hand ein Stück von Cypriennes Kleide, das an den Dornen hängen geblieben war.

Alle erkannten den Fetzen. Es entstand ein bestürztes Schweigen.

„Ich hatte Unrecht," sagte endlich Pontalès mit leiser und abgebrochener Stimme, „und Sie hatten Recht, Herr von Blois.

Die Mädchen wissen nun zu viel! — Sie müssen sterben, gleichviel wo oder wie? — sie müssen noch in dieser Nacht sterben!"

„Ich wette Zehn gegen Eins," sagte Robert, „daß sie nach der Wohnung des Herrn Le Hivain sind!"

„Vorwärts!" rief Blaise; „ohne die achtungswerthen Gränzen zu überschreiten, innerhalb deren man sich gesetzlich bewegen kann, wollen wir sie mit Vibandier Bekanntschaft machen lassen."

Kleine Teufel.

Robert und Pontalès eilten mit einander nach dem Flusse hinab, allein nicht auf der Schurre, welche die beiden jungen Mädchen hinabgeglitten waren, sondern auf dem Wege, welcher an den alten Festungswerken entlang ging.

Während dieser Zeit begab sich Herr Le Hivain eilig nach dem Schlosse zurück, um den Schlüssel zu der Fähre zu holen; Blaise aber eilte nach der Meierei, um Bibandier zu suchen.

Bibandier lustwandelte zwar noch bisweilen einsam auf der Lande oder auf den Wegen, welche den Neuen Wald durchschnitten, wenn gerade die Nacht recht dunkel war und kein Mondenschein sie erleuchtete; allein er bewies dabei nicht mehr dieselbe Herzhaftigkeit, wie früher. In dem Buschwalde von Bains hatte er seine Armee von Besenstielen gelassen, die er als Räuber anzukleiden pflegte; sein Hund war schon vor langer Zeit Hungers gestorben, und wenn er selbst fortfuhr, sein Handwerk als Buschklepper zu betreiben, so war das nur Folge unwiderstehlichen Berufs, denn noch nie hatte ihn der Zufall für seine Bemühungen bezahlt gemacht.

Was konnte er auch in einem Lande ausrichten, wo die Taschen nur schwere Kupfermünzen enthalten und die Stöcke so dick sind, wie Keulen?

Vibandier hätte für einen Augenblick ein besseres Loos hoffen können, als er zwei seiner vertrautesten Freunde eine gute Stellung im Lande einnehmen sah; allein Robert und Blaise hatten ihn systematisch in einer gewissen Entfernung gehalten, und der arme Teufel hatte sie nie zu laut anzureden wagen dürfen, weil der Bagno von Brest ein endlos geöffnetes Gasthaus ist, in welches verirrte Schafe, wie er, auf das erste Wort zurückgeführt werden können.

Er schwieg daher. Vielleicht dachte er darum desto mehr. Indeß war er ein Spitzbube ziemlich untergeordneten Ranges, und der Groll, welchen er gegen seine alten Kameraden fühlte, ereichte nie auch nur halbwegs tragische Proportionen.

Ueberdieß hatte man nie versäumt, ihm eine Aussicht auf eine bessere Zukunft zu eröffnen. Wußte er auch nichts von den Einzelheiten, die auf Penhoël vorgingen, so vermochte doch er, wie jeder Andere, zu erkennen, daß dort ein Kampf, ein Wettringen unternommen war. Man konnte seiner bedürfen, und dann mußte ihm auch sein Antheil an dem Gewinnst werden.

Bis dahin warf ihm Blaise von Zeit zu Zeit ein weißes Goldstück zu, damit er nicht zu ungeduldig werde, und Herr von Blois hatte ihm sogar durch seinen Einfluß eine kleine amtliche Stellung zu verschaffen gewußt.

Vibandier war Todtengräber der Gemeinde Glénac geworden. Die Stelle brachte, außer den Accidentien, ein Fixum von zwölf Franken jährlich ein.

Allein ungeachtet der Fieber, welche von den Sümpfen des Tieflandes ausgehaucht wurden, ungeachtet der beiden tüchtigen Aerzte, welche sich seit kurzem in la Gacilly niedergelassen hatten, wollte sich der Tod in Glénac nicht viel zu schaffen machen.

Der arme Bibandier war so mager, daß er Einem hätte dauern mögen.

Blaise fand ihn, wie er mitgetheilt hatte, unter der Cider-Tonne, welche man vor der Meierei angebohrt hatte. Bibandier lag träge im Staube; sein Haupt ruhete auf einer seiner Hände, und die andere hielt einen halb gefüllten Becher. Sein langes Antlitz, dessen bleiche Färbung etwas in das Aschgraue überging, gewann bereits eine leichte Röthung; sein hohles Auge milderte seinen Blick, und in dem Ausdruck seiner Züge lag eine vollkommene und zufriedene Ruhe.

Seit dem Morgen des Tages war er bereits hier gewesen, hatte ganz allein getrunken und das Leben von seiner rosenfarbenen Seite erblickt. Er feierte seinen Geburtstag. Nur ein Mal jährlich war es ihm vergönnt, so vollkommen seinen Durst zu löschen.

Bei dem ersten Worte, welches Blaise ihm ganz leise in das Ohr sagte, verließ er seine nachlässige Lage und erhob sich mit einem Sprunge auf seine Füße. Man erblickte ihn in der ganzen Länge seines Wuchses mit seinen hektischen und knochigen Gliedmaßen, welche in einem für ihn zu weiten und abgetragenen Flausrocke schlotterten.

„O!“ sagte er, „es handelt sich um die lieben kleinen Engel! — Das scheint mir sehr leichte Arbeit!“

Es lag so viel heitere Laune in seiner Sprache, und der Ausdruck seiner Züge blieb so lammfromm, daß Blaise für nöthig hielt, nochmals zu fragen:

„Verstehst Du mich auch?“

„Vollkommen!“ erwiederte Bibandier, ohne das Geringste von seiner heitern Ruhe zu verlieren; „wenn es beißt, dann jückt

man sich, mein Junge — das ist eine einfache Sache. — Ist der Amerikaner auch dabei?"

„Er ist die Hauptperson."

„Ein schönes Geschäft! Ich habe zwar noch nicht in diesem Fache gearbeitet, — aber Jeder verdient sich seinen Unterhalt, wie er kann — nicht wahr?"

Man hätte meinen sollen, Blaise habe etwas mehr Widerstand erwartet, denn er blickte Bibandier überrascht und selbst ein Wenig unruhig an.

Dieser schien zu begreifen, was Blaise im Sinne habe. Er füllte den Becher und reichte ihm denselben mit herzlicher Freundlichkeit.

„Man kann hier sein Herz gegen seine Freunde ausschütten," sagte er, indem er mit dem Finger nach der Gruppe der Landleute zeigte, welche sich vor dem Thore der Meierei um den Vater Géraud drängten; „seit zwei Stunden haben sie nun das edle Getränk vergessen, um die Alfanzereien des alten Garkochs von Redon anzuhören! — Nimm einen Schluck, Täuscher. — Ich wußte wohl, daß Ihr, Robert und Du, eines Tages bis zu diesem Schritte kommen würdet, und erwartete denselben."

Sein Blick, der eine schwermüthige Färbung annahm, fiel auf den abgetragenen Flaus seines Rockes.

„Ich habe groß nöthig, mir einen neuen Rock anzuschaffen!" sagte er, „gewiß! groß nöthig! Ihr, der Amerikaner und Du, Ihr seid gar nicht höflich gegen einen alten Kamerad gewesen. — Aber man kann den nicht bezahlen, der nichts thut — nicht wahr? — Ich sage Dir daher, daß es mir sehr angenehm ist, die Gelegenheit zu einer Arbeit für Euch zu erhalten."

„Das heiße ich einen wackern Burschen!" rief Blaise aus; „sei unbesorgt, Du sollst bezahlt werden, wie es sich geziemt"

„Was das betrifft," sagte Bibandier, „so werde ich den Preis selbst bestimmen, sobald Zeit und Gelegenheit gekommen sind. — Du sagst, daß die Sache eilig sei, mein Sohn? nun wohl, so laß uns gehen!"

Blaise bewegte sich nicht von der Stelle. Sein Blick drückte noch immer dasselbe Mißtrauen aus.

In der That war es schwer, die Worte Bibandiers mit dem Ausdruck geduldiger Sanftmuth zu vereinigen, welcher auf seinem bleichen, hagern und abgezehrten Antlitz lag. Es schien Blaise, als ob sein Gefährte zu lammfromm lächelte, während er von einem Morde sprach.

„Bist Du aber auch sicher," fragte er zögernd, „daß Dich keine Schwäche ergreifen wird? Sie sind so jung — so schön!"

„Das rührt mich nicht," antwortete der ehemalige Houlan; „Jeder hat für sich zu sorgen! — Ich sage gerade nicht, daß ich mit Freude mein Messer anwende, um solche arme Cherubim abzuschlachten! — Aber ich hoffe auch, daß man mich die Todesart nach meinem Belieben wählen lassen wird"

„Unumschränkte Freiheit — vorausgesetzt, daß sie von der Welt gebracht werden."

„Das soll geschehen, mein lieber Freund — und schnell!"

„So komm!" sagte Blaise, indem er sich auf den Weg machte.

Bibandier trank einen letzten Becher Cider und hatte nur nöthig, die Schritte, welche er mit seinen langen Beinen machte, etwas zu erweitern, um seinen Freund wieder einzuholen.

Auf dem Wege erklärte sich Blaise genauer, was man von

ihm verlange. Bibandier hörte ihm zu, indem er zu gleicher Zeit mit seiner tiefen Baßstimme einen Gassenhauer mehr brummte, als sang. Bevor sie aber den Port-Corbeau erreichten, war Blaise mehr als ein Mal stehen geblieben, um zu ihm zu sagen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich Dich begreife! Ich habe doch auch kein Butter-Herz, aber ich vermöchte doch auf diesem Wege nicht zu singen!"

„Du hast auch alle Tage zu essen!" entgegnete Bibandier sanft und mit einem Lächeln auf den Lippen; „wenn Du drei Jahre auf meine Diät gesetzt gewesen wärest, so würdest Du noch ganz anders singen!"

Und das war so aufrichtig und ehrlich ausgesprochen! Es war das die Quintessenz der Grausamkeit!

Als sie sich der Ueberfahrt näherten, unterbrach Bibandier seinen Gefährten, welcher mit seinen Belehrungen und der Ertheilung von Vorschriften fortgefahren hatte:

„Das Alles ist wohl verstanden!" sagte er. „Was die Kleinen betrifft, so sind wir einig und Du sollst mit mir zufrieden sein. — Was die Kosten des Unternehmens betrifft, so bedarf ich zwei Taschentücher und einige Enden Schnur. — Aber der Amerikaner ist nicht allein! — Wer Teufel ist denn bei ihm?"

Vor der Fähre, deren Kette bereits abgehängt war, standen drei Männer.

Herr von Blois war der Einzige, der sein Gesicht nicht verborgen hatte; die beiden Andern versteckten ihre Züge sorgfältig unter den breiten Rändern ihrer Bauernhüte.

Bibandier, der noch immer die trefflichste Laune von der Welt hatte, stellte sich, als erkenne er die beiden Männer nicht. Er begrüßte Robert achtungsvoll und trat zuerst in die Fähre.

„Ich kenne so ein wenig die Gewohnheiten der lieben kleinen Engel," sagte er halblaut; „ich bin ihnen manchmal begegnet, wenn ich Nachts bei schönem Mondschein einen Lustgang um meiner Gesundheit willen machte. — Sie werden in ihrem kleinen Kahne über das Wasser gefahren sein und denselben dort hinten zwischen den Weiden angebunden haben."

Robert näherte sich Blaise.

„Nun?" fragte er ganz leise.

„Ein Felsenherz," antwortete der runde Bursche. „Hart, wie die Spitze eines Dolches! — Ich hatte ihn nicht für so fest gehalten, wie er ist."

„Desto besser," sagte Robert.

Bibandier hatte sich der Ruderstange des Fährmanns bemächtigt. Anstatt auf den Weg nach Redon loszusteuern, welcher ihnen gerade gegenüber war, fuhr er ein wenig stromanwärts, um einige dicht neben einander stehende Weiden zu erreichen, die ihre Zweige nach dem Flusse hinabsenkten.

Mit Hilfe der Ruderstange bog er die Zweige zur Seite und traf endlich, nach zwei oder drei unnützen Versuchen, einen Gegenstand, gegen welchen gleich darauf sein Nachen prallte.

„Was sagte ich denn?" rief er freudig aus. „Nehmt doch ein Mal die Stange hin, Herr Blaise, während ich dort ein Wenig nachsehe."

Er übergab die Stange dem Herrn Blaise, und eilte nach dem Vordertheile des Nachens, welcher unter die Weiden gefahren war. Man hörte ein leichtes Geräusch und sah dann einen kleinen Kahn, welcher neben dem Ufer hin nach dem Tieflande zu trieb.

Bibandier erschien in demselben Augenblick wieder in der

Mitte des Nachens, blickte dem fliehenden Kahne nach und sagte mit einem plumpen und rohen Gelächter:

„Wenn nun die kleinen Cherubim über den Fluß zurück wollen, — da werden sie sich schön wundern!“

Die Uebrigen, welche in dem Nachen waren, fühlten sich zu der Ueberzeugung getrieben, daß Bibandier mit schwerem Golde nicht zu bezahlen sei. . . . .

. . . .

. . . .

Etwa zehn Minuten früher waren Diane und Cyprienne mit Hilfe des kleinen Kahnes, welchen Bibandier unter den Weiden gefunden hatte, über den Oust gefahren.

Als sie ihr Versteck am Fuße der Tour du Cadet verließen, ahnten sie wohl, daß das Geräusch, welches durch das Zerreißen des Kleides hervorgebracht war, ihre Gegenwart verrathen habe und man sie verfolgen würde. Allein sie hatten einen Vorsprung, weil Pontalès und seine Gefährten nur mit Hilfe der Fähre, deren Schlüssel erst von dem Schlosse geholt werden mußte, an das andere Ufer gelangen konnten. Ueberdieß wurden sie durch den von ihnen eingeschlagenen Pfad gleichsam in einem Nu an das Ufer des Flusses hinabgeführt, während der gewöhnliche Weg einen langen Umweg nöthig machte.

Es war nicht das erste Mal, daß die beiden Töchter des Oheim Jean einer nahen und schrecklichen Gefahr in die Augen blickten, allein in diesen Augenblicken schienen ihre Kräfte mit der Gefahr zu wachsen. Cyprienne ward von einem ungezügelten Enthusiasmus ergriffen, welcher durch den Gedanken an ein Märtyrthum noch gesteigert wurde; Diane blieb ruhiger und opferte sich mit kaltem Blute.

Sie hatten die Unterhaltung der Feinde Penhoëls mit angehört. Sie wußten, daß ihr Geschlecht und ihre Jugeud sie nicht gegen den Zorn dieser Männer schützen würden. Sie hofften nicht auf Gnade.

Allein weit entfernt, durch die gehörte Drohung zurückgeschreckt zu werden, schöpften sie vielmehr aus derselben neuen Muth. Mit ihrer männlichen Kraft verband sich ein Gefühl kindlichen Stolzes: Man fürchtete sie! Man ergriff, um sie zu bekämpfen, dieselben Waffen, welche man gegen Männer angewandt haben würde! Sie waren stolz darauf.

Hatten sie nicht von den Lippen ihrer Feinde das Bekenntniß ihrer Macht vernommen? Ohne sie, die armen jungen Mädchen, würde Penhoël schon längst vernichtet gewesen sein!

Ihr Herz schlug lauter, aber nicht aus Furcht, sondern aus Freude, denn ihr Kampf war kein unfruchtbarer gewesen. Dank den Anstrengungen ihrer kindlichen Kräfte waren René, die gnädige Frau und der Engel am Rande des Abgrundes im Gleichgewicht geblieben!

Der Untergang, welcher so lange gedroht hatte, war noch nicht vollbracht; nach dem, was sie gehört, blieb Pontalès und Robert nur eine Waffe gegen Penhoëls zu späten Widerstand.

Aber das war eine grausame Waffe, welche über Renés Haupt Entehrung und Untergang zu gleicher Zeit verhängte. Fälschungen, er hatte sich Fälschungen erlaubt! — Ohne Zweifel waren ihm diese auf treulos bübische Art abgezwungen; allein die Urkunden bestanden doch, und es war also nicht einzig die Armuth, welche Penhoël bedrohete

Es war schon lange Zeit her, daß Cyprienne und Diane das Geheimniß dieser Fälschungen kannten, welche der täglich

berauschte Penhoël begangen hatte. Einen Theil derselben hatten sie wiedererlangt und vernichtet, indem sie dieselben bei Nacht aus dem Schlosse Pontalès geholt hatten. Den andern Theil, welcher bei dem Rechtskundigen niedergelegt war, hatten sie bisher trotz allen ihren Bemühungen nicht erlangen können.

Jetzt aber wußten sie ganz genau die Stelle, wo sich die Papiere befanden. Mit Gottes Hilfe und wenn ihnen noch Zeit genug zum Handeln blieb, konnten sie Penhoël noch ein Mal retten.

Diane band mit fester Hand den Kahn los, welcher zwischen den Schwerteln (Iris pseudacorus) unter Benoit Haligans Hütte versteckt war, und Cyprienne ergriff die Ruderstange.

Der Oust war nicht übergetreten, aber sein Bett war vom Wasser vollkommen gefüllt, so daß auch die niedrigern Gegenden des Tieflandes unter Wasser standen. Während der Ueberfahrt hörten die jungen Mädchen durch die Stille der Nacht das dumpfe und unterbrochene Rauschen, welches der Strudel von Tremeulé hervorbrachte. Dünste erhoben sich über den Kolk und strahlten ein schwaches, bleiches Licht aus. Sie sahen von Fern das gigantische Fantom der weißen Dame, welche über den ruhigen Sümpfen des Tieflandes schwebte und sich wiegte

Hinter sich, über die Kastanienpflanzung und den Buschwald hinaus, erblickten sie die noch immer glänzend erleuchteten Gärten von Penhoël. Das Fest war noch nicht beendet; dann und wann gelangten einzelne Accorde der ländlichen Musik, durch sanfte Lüftchen getragen, bis zu ihren Ohren.

Als sie das entgegengesetzte Ufer betreten hatten, schlugen sie nicht sogleich den Weg nach Redon ein, welcher sie nach dem

Hause des Herrn Le Hivain geführt hätte, sondern sie begaben sich in vollem Laufe nach dem Tieflande.

In der fast endlosen Prairie, welche allenthalben von schmalen Wasserfäden durchschlängelt wurde, erblickte man überall Bewegung: es waren die Heerden von Glénac und von Saint Vincent, welche in Freiheit auf der gemeinsamen Weide umherirrten.

Während Cyprienne und Diane über das kurze und dichte Gras dahin eilten, riefen sie leise:

„Mignon! — Bijou!“

Ihre Stimmen verloren sich in der Nacht. Einige erschreckte Schafe ergriffen vor ihnen die Flucht, und die aufgeweckten Gänse verlängerten die Hälse, um ihr klagendes und mißtönendes Geschrei auszustoßen.

Die beiden jungen Mädchen riefen noch immer.

Nach zwei oder drei Minuten ließ sich ein dumpfes Getrappel von fern her auf dem Rasen vernehmen. Einen Augenblick später standen Bijou und Mignon vor ihnen, zwei hübsche kleine aber halbwilde Pferde, mit weit geöffneten Nüstern und gestreckten Beinen.

Diane und Cyprienne schwangen sich auf den ungesattelten Rücken der Pferde. In wenigen Secunden hatten sie die Zeit wieder gewonnen, welche sie durch ihr Suchen in dem Tieflande verloren hatten.

Bijou und Mignon waren zwei echte Bretonen, beide pechschwarz, mit starkem Halse und von gedrungenem Bau. Sie vermochten Stunden lang ihren schweren, aber schnellen Galopp auszuhalten.

Mit gleichem Feuer gallopirten sie neben einander dahin. Die Stimme der jungen Mädchen ermunterte sie ohne Unterlaß

und ihr schneller Flug ging stets grade aus, über Aecker, Heiden und Hecken, mehr einem Sturmwind vergleichbar.

Diane und Cyprienne kümmerten sich als treffliche Reiterinnen wenig um die Hindernisse des Weges; war ein breiter Graben mit einem einzigen Sprunge zu überwinden, so wickelten sie die harten Mähnen der Bretonen fest um ihre kleinen Hände; ging es durch ein Dickicht, so legten sie sich fast auf ihre Pferde und flogen mit Pfeilesschnelle unter den Zweigen der Bäume dahin.

Auf der offenen Lande richteten sie sich wieder empor. „Hopp, Mignon! — Hopp, Bijou!" Sie klatschten mit ihren weißen Händen den schon von Schweiß bedeckten Hals ihrer Pferde.

Die beiden Bretonen, in ausgestrecktem Galopp stets dahin sausend, schienen den Raum zu verschlingen.

Wäre irgend ein Landmann ihnen begegnet, wie sie so Blitzen gleich durch die Nacht dahin schossen, so würde er sich ohne Zweifel erschreckt bekreuzigt und seine Seele dem Herrn empfohlen haben. Und, nachdem der Schrecken vorüber, hätte er sich bis zu dem Tage seines Todes gerühmt, in herbstlicher Nacht Hexen gesehen zu haben, die sich zu ihrem Sabbath begaben!

Es war aber auch ein seltsames Wettrennen. Die schwarzen Pferde waren in dem Dunkel der Nacht nicht zu sehen; man erkannte nur die weiblichen Gestalten von schlankem und fast ätherischem Wuchs, welche wie durch geheimnißvolle Kräfte davon geführt wurden. Sie schienen dahin zu gleiten, auf flüchtiger Wolke segelnd. Wohl waren sie leichte und anmuthige Feen. Das Auge vermochte nicht, ihnen zu folgen. Windesflügel entführten sie und ließen ihnen nach die weichen Locken ihres langen Haares flattern.

„Hopp, Bijou! — Hopp, Mignon!“

Es ist eine starke Stunde von Port-Corbeau bis Bains. Einige Minuten hatten aber zu diesem Ritt hingereicht Cyprienne und Diane stiegen von ihren Thieren und ließen sie auf der Lande zurück.

Herr Protais Le Hivain bewohnte ein alleinstehendes Haus etwa hundert Schritte von der einzigen Straße des Fleckens.

Um dieses Eigenthum zu erwerben, hatte er viele Streitigkeiten in den umliegenden Ortschaften erwecken, manchen armen Bauer zu Grunde richten, manche Waise auf den Strohsack bringen müssen. Aber das war ja sein Beruf und seine Freude! Herr Le Hivain war im Punkte der Chikane ein wahrer Künstler. Man hätte meinen können, daß schon der Anblick seines gelben und übermäßig langen Gesichtes hingereicht hätte, um die Bauern zum Processiren zu entflammen.

Diane und Cyprienne waren schon oft um sein Haus herumgeschlichen, allein die verschmitzte Wachsamkeit des Gesetzkundigen hatte bisher alle ihre Versuche vereitelt. Heute hatten sie aber zweifache Aussicht, ihr Ziel zu erreichen: ein Mal wußten sie, wo die Urkunden zu finden wären, und dann war der Bediente des Herrn Le Hivain, welcher gewöhnlich gute Wache hielt, in diesem Augenblick bei dem Feste des heiligen Ludewig, jenseits des Flusses, auf der Meierei von Penhoël.

Wenn Herr Le Hivain seinem Bedienten diese Freiheit einräumte, so geschah das, weil er darauf gerechnet hatte, daß der Flintenschuß, welcher Abends zuvor an der Gränze der Lande fast sein Ziel getroffen hatte, nicht ohne Wirkung bleiben würde, und daß ferner auch der Ball sicherlich die beiden Töchter des Oheim Jean im Schlosse zurückhalten werde.

Zur Vertheidigung seines Hauses hatte er dieses Mal nur eine siebenzigjährige Magd zurückgelassen, welche in ihrem Amte von einem Hofhunde unterstützt wurde, der ebenfalls dem Alter bereits erlag.

Die gute Magd und der alte Hund schliefen ohne Zweifel einen tiefen Schlaf, vertrauend auf die starken Riegel, welche alle Thüren schlossen, denn die beiden Schwestern konnten die Mauern des Gartens erklimmen, ohne daß die geringste Bewegung im Hause sich kund gegeben hätte.

Nach dem Garten zu hatten die Fenster keine Laden. In einem Augenblick waren die beiden Schwestern mit Hilfe einer Leiter, deren Aufrichtung gegen die Wand des Hauses ihren schönen Händen viel Mühe gemacht hatte, in dem Arbeitszimmer des Rechtsanwalts.

Sie bedienten sich nun eines eignen Feuerzeugs und zündeten ihr eignes Licht an.

Man hätte sie in diesem Augenblick sehen müssen, belebt von dem wilden Ritt, der sie hierher gebracht hatte, und von der herzlichen Freude über ihre Aussicht auf Erfolg. Ihre Wangen waren von einer reizenden Röthe gefärbt, ihre Augen funkelten vor Ungeduld und Verlangen, ein freveles Lächeln spielte um ihre frischen Lippen, so sicher glaubten sie sich des Triumphes!

Ihr kindlicher Frohsinn war zurückgekehrt. Vergebens war es, daß der Augenblick ein feierlicher war, weil es sich um das Schicksal einer ganzen geliebten Familie handelte; es lag in der Natur ihrer Handlung, selbst etwas Sonderbares und Ausgelassenes, das jede tragische Idee weit entfernte.

Sie lachten, indem sie ihre Nachsuchungen anstellten.

Diese dauerten nicht lange. Unter dem Sessel, auf welchem

Makrocephalus täglich seine diabolischen Ränke aussann und seinen Clienten den verlangten Rath vorkäuete, befand sich eine mit einem Messer gemachte Aushöhlung des Bodens, und in dieser lag eine fettige Brieftasche.

Der Anblick dieser Brieftasche ließ Diane's und Cyprienne's Herz stürmischer schlagen. Sie lachten nicht mehr. In dieser Brieftasche war Penhoëls Heil oder Unheil.

Einen Augenblick lagen sie auf den Knieen, richteten ihre feuchten Augen gen Himmel und dankten Gott.

Sie dachten an die gnädige Frau und an die arme Blanche.

Aber die Zeit drängte. Diane schob die Brieftasche in ihren Busen und Beide stiegen die Leiter wieder hinab.

Die alte Magd und der alte Hund lagen noch beide im glücklichsten Schlafe. Das Unternehmen war vollkommen gelungen.

„Hopp, Bijou! – Hopp, Mignon!"

Wie leicht waren die Herzen Beider, als sie jetzt denselben Weg zurückritten, den sie gekommen waren! Wie freundlich klatschte Jede den Hals ihres kleinen Pferdes! Wie glücklich waren sie!

„Sieh!" sagte Diane, als Mignon eben einen breiten Graben übersprungen hatte, „hier hat man gestern nach mir geschossen. Der Körper des armen Cabry liegt noch in der Tiefe des Grabens!"

Ihr Ritt verzögerte sich nicht, aber dennoch neigten sie sich gegen einander, umschlangen sich mit ihren Armen und vereinigten ihre Wangen in dem Dunkel der Nacht.

„Das ist das letzte Mal, daß Du Dich einer Gefahr aussetzest, mein Schwesterchen!" sagte Cyprienne; „sie sind nun besiegt."

„Wer weiß!“ fügte Diane hinzu, „ob nicht in dieser Brieftasche genug ist, um Penhoël das Vermögen wieder zu geben, welches man ihm gestohlen hat!“

Sie hatten jetzt die Hälfte ihres Weges zurückgelegt. Diane hielt plötzlich ihr galoppierendes Pferd an.

„Ich denke jetzt eben daran,“ versetzte sie. „Sie müssen uns auf diesem Wege erwarten.“

„Ich möchte wohl wissen,“ antwortete Cyprienne, übermüthig gemacht durch den Sieg, „wer von ihnen fähig wäre, Bijou den Weg zu vertreten.“

„Wenn sie aber Waffen haben?“

„Wir reiten sie nieder!“

„Wenn sie uns an der Ueberfahrt von Port-Corbeau auflauerten?“

Cyprienne hielt ihr Pferd ebenfalls an.

„Nicht meinetwegen fürchte ich mich,“ nahm Diane wieder das Wort; „aber wir haben jetzt einen Schatz zu bewachen.“

„So wollen wir bis nach Houssayes hinaufreiten und dann über die Brücke der Mühle.“

Der Rath war gut. Die beiden Schwestern änderten sofort ihre Richtung und galoppierten auf Houssayes zu.

Aber es fand sich, daß Andere denselben Gedanken gehabt hatten; denn als sie an das Ufer des Flusses gelangten, sahen sie, daß die Mitte der Brücke von zwei Männern besetzt war, in denen sie Robert von Blois und den Herrn von Pontalès zu erkennen glaubten.

„Nehmen wir einen Anlauf und setzen wir zwischen ihnen hindurch,“ sagte Cyprienne, welche sich durch nichts schrecken ließ.

„Versuchen wir vielmehr, bei dem Port-Corbeau überzusetzen," antwortete Diane; „es wird noch immer Zeit sein, hierher zurückzukehren oder mit unsern Pferden durch das Wasser zu schwimmen, wenn uns auch dort der Weg vertreten ist."

Nun ritten sie an dem Ufer des Flusses hinab.

Als sie an den Landungsplatz der Fähre gelangten, waren kaum drei Viertelstunden verflossen seit jenem Augenblick, wo sie sich zuerst auf ihre kräftigen Pferde setzten.

Es war noch nicht ganz Mitternacht, und Penhoëls Garten zeigte noch immer auf der Höhe des Hügels seine unversehrte Beleuchtung. Der Ball mußte wenigstens noch eine Stunde dauern.

Nichts Verdächtiges erschien dieses Mal am Ufer. Die beiden Schwestern gaben Bijou und Mignon die Freiheit wieder, und diese begaben sich in Freudenspringen nach ihrem grünen nächtlichen Lager zurück. Sie meinten wohl daran gethan zu haben, daß sie nicht versucht hatten, bei Houssayes überzusetzen, denn hier stellte sich ihnen kein Hinderniß entgegen.

„Schön!" sagte Cyprienne, indem sie sich nach den Weiden begab, „nun sind wir in sichern Hafen. Wir haben sogar noch Zeit, einen Contretanz mitzutanzen."

Diane bog die Zweige der Weiden zurück.

Als sie den Mund öffnete, um irgend eine scherzhafte Antwort zu geben, richteten sich drei Männer empor, welche sich in dem hohen Röhricht, welches am Ufer wuchs, verborgen gehalten hatten.

Den beiden jungen Mädchen blieb kaum die Zeit, einen Schreckensruf laut werden zu lassen, mit solcher Eile verband man ihnen den Mund mit Tüchern.

Zwei Steine.

Der Herr Marquis von Pontalès war ein kluger Mann, der keinen Geschmack an Abenteuern fand. Einzig um der Nothwendigkeit halber hatte er sich dieser nächtlichen Expedition angeschlossen. Herr von Blois und er kämpften in der That mit einander um die Oberherrschaft, und da Herr von Blois an das Werk ging, konnte also Pontalès sich nicht von demselben zurückziehen.

Es war übrigens das erste Mal, daß er offen hervortrat. Bisher hatte er sich hinter Robert gehalten, gern zu den Kriegskosten beigetragen, aber nie in eigener Person gestritten.

Das gefiel ihm so besser.

Gewiß und ohne Zweifel würde er den als einen Lügner angesehen haben, welcher ihm noch am Morgen des Tages die Ereignisse dieser Nacht vorausgesagt hätte. Er, der Marquis von Pontalès, der Besitzer von sechszigtausend Livres Rente, er spielte den Aufpasser in einem nächtlichen Versteck und setzte sich, gleich den Elendesten, der Gefahr aus, vor die Geschworenen gezogen zu werden!

Aber die Verhältnisse reißen hin, und der geschickteste Mann, hat er sich erst in gewisse Unternehmungen eingelassen, muß, wenn der Augenblick kommt, Alles auf das Spiel setzen.

Damit wollen wir keineswegs sagen, daß Pontalès, indem er mit seinen vier Gefährten über den Oust setzte, frei von trüben Gedanken gewesen wäre. Er hätte ohne Zweifel den ganzen Inhalt seiner Börse darum gegeben, hätte er dadurch mit einem Male zwischen die vier Wände seines Zimmers versetzt werden können. Man kann sogar annehmen, daß er, ungeachtet seiner eingewurzelten und leidenschaftlichen Sehnsucht, den alten Einfluß der Penhoël zu vernichten und sich selbst an deren Stelle zu setzen, dennoch den Kampf nicht eingegangen sein würde, hätte er von vorn herein die Gefahren dieser einen Nacht voraussehen können.

Jetzt war er zu weit gegangen, um noch zurückweichen zu können. Die Gefahr drohete hinter ihm, wie vor ihm, und nur durch Festhalten an dem Verbrechen konnte er sich Aussichten auf Rettung eröffnen.

Als man erst das jenseitige Ufer des Fusses erreicht hatte, wurde einstimmig erklärt, daß Vibandier das Unternehmen leiten sollte. Man setzt sich nicht herab, wenn man sich unter die Befehle eines ruhmbedeckten Generals stellt. Pontalès war Marquis, Robert gab sich für einen Edelmann aus, und Vibandier war nur ein einfacher Flüchtling aus dem Bagno; allein die Geschichte ist reich an Beispielen, daß Fürsten ihre Herrschaft an einfache Glücksritter abtraten.

Vibandier zeigte sich sogleich in der ganzen Größe seiner neuen Macht. Zunächst änderte er seine Ansicht hinsichtlich des kleinen Kahns, welcher den beiden Töchtern des Oheim Jean zur Ueberfahrt gedient hatte.

„Wir werden das Spielwerk nöthig haben," sagte er und ergriff die Ruderstange des Nachens.

Dann lief er am Ufer entlang, bis er das Kähnchen erreicht hatte, welches durch die Strömung fortgeführt wurde. Mit Hilfe seiner Stange hielt er es auf und band es unterhalb der Straße nach Redon an eine jener Weiden fest, welche Robert und Blaise in der Nacht ihrer Ankunft auf Penhoël zur Zuflucht gedient hatten.

Dann kehrte er ruhig und ohne sich zu übereilen zu der Gesellschaft zurück.

„Der kleine Kahn ging gerade auf den Strudel der weißen Dame zu," sagte er vor sich hin; „man wird lediglich nöthig haben, sich der Leitung des Wassers zu überlassen —"

„Nun," sagte Robert, „wir müssen einen Plan entwerfen. — Sie müssen einen Vorsprung haben und es wird uns Mühe machen, sie wieder einzuholen."

„Sie einzuholen!" wiederholte der Houlan; „dazu gehören bessere Beine, als die unsrigen. — Wenn Sie die Mädchen nur ein Mal des Nachts auf der Lande gesehen hätten! — Hopp, Mignon! — Hopp, Bijou! — Es sind bei alle dem ganz allerliebste Mädchen!"

„Was sollen wir aber thun?"

Vibandier zog seine Pfeife und sein Feuerzeug aus der Tasche.

„Wollen Sie sich auch eine Pfeife anzünden, Herr Robert?" fragte er; „wir werden Zeit genug haben, eine zu rauchen."

„Jetzt ist keine Zeit zum Scherzen," sagte Herr von Blois in gebieterischem Tone.

Mit einem einzigen ruhigen und außerordentlich sichern Schlage hatte der Houlan seinen Schwamm zum Brennen gebracht; er

legte ihn auf seine frisch gestopfte Pfeife und brannte diese an, indem er etliche schnelle und sehr kunstgerechte Züge that.

Pontalès nahm unter den breiten Rändern seines Hutes eine mitleidsvolle Miene an. Die kalte Grobheit dieses Dummkopfs, wie er ihn im Grunde seines Herzens nannte, gewährte ihn keine guten Aussichten. Herr Le Hivain dachte an sein unbeschütztes Haus.

Blaise näherte sich Robert, der ungeduldig mit dem Fuße stampfte.

„Wenn Sie ihn nicht nach seinem Willen handeln lassen," sagte er ganz leise, „so werden wir heute Nacht nichts ausrichten."

„So mag er sich wenigstens erklären!"

„Was das betrifft," sagte Bibandier, indem er sich in das Gras warf, „so wird man Dir ein Programm entwerfen, Amerikaner!"

Robert erbebte. Seit drei Jahren hatte man ihm diesen Namen nicht gegeben, und diese ganze Zeit hindurch hatte der arme Bibandier bei jeder Gelegerheit ihm gegenüber die größte Hochachtung gezeigt.

Der ehemalige Houlan fuhr fort, während Blaise heimlich über die Verlegenheit seines Herrn lachte:

„Außer dem Täuscher und mir ist hier kein einziger vernünftiger Mensch!"

Nun lachte auch Blaise nicht mehr.

„Der Herr Rechtsanwalt," fuhr Bibandier fort, „der sich so trefflich durch seinen Strohhut maskirt zu haben glaubt, könnte Euch sagen, daß der Client bei einem Processe seinem Anwalt keinen Rath zu geben hat."

Das Antlitz des Makrocephalus wurde um ein Bemerkliches länger.

Der Marquis befürchtete schon, seiner Seits ebenfalls erkannt zu sein.

Sei's aber, daß Vibandier den Namen seines vierten Gefährten in der That nicht kannte, oder daß er den Einfall hatte, Pontalès zu schonen, kurz, er fuhr fast unmittelbar darauf fort:

„Was den Andern betrifft, so kann ich nichts sagen, da ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen. — Na! werde nur nicht böse, Amerikaner; das Programm der Operationen lautet, wie Bonaparte sagte: Warten und nicht muckſen!"

„Und indeß wird man mein Haus plündern," sagte Makrocephalus.

„Ganz gewiß, Papa Landrecht!"

„Und die Urkunden werden gestohlen!" fügte Robert hinzu.

„Das scheint mir sehr wahrscheinlich, mein Sohn."

„Höre," sagte Robert, der den Versuch machen wollte, sein Ansehn zur Geltung zu bringen; „man hat dir versprochen, Dich reichlich zu bezahlen, allein das gibt Dir kein Recht, unverschämt zu sein. Thue deine Pflicht oder packe Dich!"

„Wohin?" fragte Vibandier sehr ruhig. „Nach Redon, um dem Staatsanwalt zu sagen, was hier vorgeht? — Amerikaner, hältst Du mich dessen nicht für fähig? Der Teufel, man drückt sich heute so flach, wie ein Eierkuchen, um morgen unverschämt zu werden, wie ein Bureaumensch. Du weißt wohl, daß es so der Lauf des Lebens ist! — Laß sehen," fuhr er dann mit verändertem Tone fort, „ob wir Kinder sind, Herr Robert? Setzen wir den Fall, daß ich Unrecht gehabt hätte und nehmt

meine demüthigsten Entschuldigungen an. — Meiner Treu! mehr kann unter Edelleuten nicht geschehen."

Er erhob sich und reichte mit edler Würde Robert seine Hand. Der Herr von Blois wagte nicht, dieselbe zurückzuweisen."

„Also," fuhr er fort, „sind die Sachen in Ordnung gebracht! — der Ehre ist genug geschehen! — Nun wollen wir von ernsten Dingen sprechen. — Wenn wir in einem civilisirten Lande wären, wo man nur eine Straße geht, um von einem Orte zum andern zu gelangen, so würde ich zu Euch sagen: Vorwärts und die kleinen Engel verfolgt, und dann den Degen in die Brust gestoßen! — Aber von hier bis Bains ist eine verteufelte Lande, in welcher mehr als hundert Wege sich berühren und durchschneiden. Es würde vergebens sein, wollten wir uns trennen und Jeder seinen eignen Weg gehen, denn Zehn gegen Eins gewettet, die Kleinen würden uns dennoch gleich Aalen durch die Finger schlüpfen!"

„Das ist wahr!" sagte Blaise.

Und in der That war Vibandiers Bemerkung eine so richtige, daß Niemand eine Einwendung machen konnte.

„Du hättest Dich sogleich aussprechen können!" sagte Robert.

„Ich könnte auch diese Bemerkung wieder tadeln," antwortete Vibandier erst, „allein ich übersehe sie und denke jetzt nur an den gemeinsamen Vortheil. — Also wohl verstanden! den Kleinen nachzujagen, wäre eine Eselei. — Nun bleibt nur noch zu erwägen übrig, wie wir sie fassen sollen. Ich glaube das Problem schon im Voraus gelöset zu haben, indem ich zu warten befahl."

„Wenn sie aber an einem andern Punkte über den Fluß setzen?“ warf Makrocephalus ein.

„Ein guter Einfall! — Indeß könnte das nur bei der Mühle von Houssayes geschehen, da es keinen andern Punkt gibt, wo sie über den Fluß kommen könnten.“

„So ist es,“ rief Pontalès aus, entzückt, einen Vorwand zu bekommen, um sich von dem wahrscheinlichen Orte der Handlung zu entfernen; „Herr von Blois, ich stehe zu Ihren Befehlen.“

„Und wenn sie von dort unten kommen,“ fragte Robert, „so werden wir ihnen den Weg vertreten?“

„Keineswegs,“ antwortete Vibandier; „Sie werden vielmehr sehr höflich zur Seite treten, weil Sie bis dahin Zeit gehabt haben, fünf oder sechs Bretter der Brücke abzuheben und der Fluß bei der Mühle von Houssayes breit und tief ist.“

Pontalès fühlte sich bis auf das Mark seiner Knochen von einem Frost durchschaudert, obgleich die Nacht zum Ersticken schwül war.

Robert nahm ihn beim Arme und sie gingen mit großen Schritten an dem Ufer stromaufwärts.

„Fünf oder sechs Bretter wenigstens! — lieber sechs als fünf!“ rief ihnen noch von fern der gute Todtengräber zu, „denn Bijou und Mignon springen, wie die Ziegen!“

Pontalès und Robert verloren sich bereits in dem Dunkel der Nacht.

„Wir haben uns hier auf Wache zu stellen, wenn es Ihnen beliebt,“ sagte Vibandier, indem er seine beiden Gefährten unter die Weiden führte. — „Machen Sie es, wie ich, Herr Blaise,

bereiten Sie ihr Taschentuch vor. — Sie aber, Papa Landrecht, Sie legen Bindfaden zurecht — und nun — still!"

Alle drei legten sich in das hohe Gras am Ufer des Flusses.

Indem Bibandier den Theil seines Planes entwarf, welcher sich auf die Brücke von Houssayes bezog, hatte er gerechnet, ohne die erstaunliche Schnelligkeit der beiden kleinen Pferde zu berechnen. Pontalès und Robert waren noch mit dem Losbrechen der ersten Bohle beschäftigt, als sie bereits den Galopp Bijou's und Mignon's über die Lande hörten. Unentschlossen richteten sie sich empor und traten auf die Höhe der Brücke, ohne zu wissen, was sie beginnen sollten.

Allein ihr Anblick reichte schon hin, die beiden jungen Mädchen zurückzuschrecken, welche ihren Ritt nach dem Landungsplatze der Fähre fortsetzten.

Pontalès und Robert verließen sogleich ihren Posten, um ihnen von Ferne zu folgen.

Als sie nach dem Port-Corbeau kamen, fanden sie das Geschäft schon weit vorgerückt. Cyprienne und Diane lagen fest geknebelt und sicher gebunden bereits auf dem Boden des kleinen Kahnes.

Bibandier hielt die Ruderstange in der Hand.

„Ha!" rief er aus, indem er die Schnüre untersuchte, welche die Beine und Arme der beiden jungen Mädchen fesselten; „das ist dauerhafte Arbeit! Sie verstehen sich auf das Schnüren, Papa Landrecht!"

„Hatten sie die Urkunden bei sich?" fragte Robert schnell.

„Gewiß! — gewiß!" antwortete Bibandier. „Ach! mit solchen kleinen Engeln könnte man sein Glück in Paris machen. — Das geht durch ein Schlüsselloch!"

„Gib mir die Urkunden!“ sagte Robert.

Vibandier stieß ihn ruhig zurück.

„Man wird Deine Urkunden nicht aufessen, mein guter Freund!“ grollte er; „aber es ist nothwendig, daß man auf regelmäßige Weise verfahre. — Ich werde Rechnung ablegen, wenn Alles beendet ist. — Bis dahin: Geduld!“

„Ich will, daß Du mir die Urkunden herausgibst!“ herrschte Robert in gebieterischem Tone.

„Der König sagt: Wir wollen!“ brummte der alte Houlan; „ich aber will, daß Du mich in Ruhe läßt! — Und wenn Du mich nicht in Ruhe läßt,“ fuhr er fort, indem er seinen langen und hagern Körper gerade aufrichtete, so lasse ich Dich auf der Stelle stehen, mein Sohn, und Du magst dann die Sache nach Deinem Belieben vollbringen.“

„Dringen Sie nicht in ihn!“ sagte Pontalès leise in Roberts Ohr; „der Mensch will ein paar Louis mehr erpressen, und die soll er bekommen.“

„Nun, meine Herren,“ fuhr Vibandier fort, „thun Sie mir den Gefallen und wünschen Sie mir glückliche Reise. — Ich fahre jetzt ab.“

„Nicht allein!“ rief Robert, welcher einigen Verdacht hegte; „es ist nöthig, daß wenigstens Blaise Dich begleite.“

Blaise verzog sein Gesicht, aber er hatte nicht einmal nöthig, eine ablehnende Antwort vorzubringen.

„Der kleine Kahn würde keine vier Personen tragen,“ warf Vibandier ein, ohne im Geringsten seine eigenthümliche, mit etwas Spott gepaarte Ruhe zu verlieren, welche er von dem Anfang des Abenteuers an beobachtet hatte; „ich bin schon bereit, meinen

Nächsten zu ertränken, allein der Selbstmord ist gegen meine Grundsätze."

Er trat in den Kahn und legte mit großer Sorgfalt die Mädchen zur Seite, die eine rechts, die andere links, damit er in dem Kahne gehen konnte, ohne ihnen ein Leid zu thun.

„Die kleinen Cherubim liegen da, wie in ihren Betten!" sagte er, als er zum ersten Male seine Stange in das Wasser stieß.

Keiner von den vier Genossen des Verbrechens vermochte sich einer Beklemmung des Herzens zu erwehren Die Augen Aller richteten sich, wie durch einen Zauber gebannt, auf die beiden armen Kinder, welche in dem Kahne lagen. Die Heiterkeit des Houlans verdüsterte noch den unmenschlichen Charakter dieses Auftritts.

Diane und Cyprienne lagen auf ihren Rücken, die Arme kreuzweise über die Brust gebunden.

Der Mond, welcher jetzt hier und da durch zerrissene Wolken brach, zeigte die seltene Anmuth ihrer Umrisse und ihre bleichen Züge, in denen der Ausdruck der Ergebung in das Märtyrthum zu lesen war.

Bibandier allein blieb dem herzzerreißenden Schauspiele gegenüber in seiner vollkommenen Ruhe.

„Meine Herren," sagte er, während der Kahn schwankend nach der Mitte der Strömung fuhr, „ich werde Ihnen noch einen letzten guten Rath geben. Der Ball dort oben ist noch nicht beendet. Eilen Sie, noch ein Tänzchen zu machen. Es ist immer recht hübsch, wenn man im Falle der Verlegenheit ein alibi beweisen kann."

Dieser gerichtliche Ausdruck erklang den drei Genossen wie

eine böse Mahnung, wie ein Ruf des Bagno. Schweigend begaben sie sich nach ihrem Nachen, als Bibandier sie plötzlich noch ein Mal zurückrief.

„Noch eine Gefälligkeit, wenn es Ihnen beliebt!“ sagte er; „ich vergaß, zwei Steine einzuschiffen, damit die Kleinen nicht wieder auf dem Wasser emporkommen.“

Ein kalter Schweiß durchnäßte Pontalès Haare.

Makrocephalus brachte zwei Steine herbei; doch wurde auch ihm trübe vor den Augen, als er zu dem Nachen zurückkehrte.

Jetzt stach Bibandier zum zweiten Male vom Ufer ab und überließ sich dann der Strömung des Flusses, während er einen jener langsamen und schwermüthigen Gesänge sang, mit denen die Sträflinge des Bagno ihre Arbeiten begleiten.

Der Mond war völlig hinter den Wolken hervorgetreten und ergoß eine silberne Färbung über die Dunstsäule, welche über dem Kolk von Tremeulé schwebte.

Die weiße Dame schien zu wachsen und langsam über dem Kolk zu zittern.

Einige Minuten lang sahen die vier Männer die kleine Barke den ruhigen Fluß hinabgleiten, der das Tiefland durchschlängelte.

Dann verschwand sie in den langen Nebelfalten, welche die Bekleidung der weißen Dame bildeten.

Arme Mädchen!

Robert von Blois, der Marquis von Pontalès und ihre beiden Gefährten begaben sich nach dem Schlosse Penhoël zurück. Sie gingen schweigend ihren Weg. Von Zeit zu Zeit warf Einer oder der Andere von ihnen wider seinen Willen einen flüchtigen Blick nach dem Tieflande, wo sich die weiße Dame vor den Strahlen des Mondes erhob.

Sie glaubten aus der Ferne das unheimliche und dumpfe Brausen des Kolks von Tremeulé zu vernehmen.

Durch den Buschwald, welcher den Abhang des Hügels deckte, ging ein Weg nach dem Häuschen Benoit Haligan's. Die vier Verbrechens-Genossen verfolgten diesen Weg bis zu funfzig Schritten etwa über der Hütte des Greises. Sie hörten Benoit Haligan, der mit seiner hohlen und zitternden Stimme ein Sterbelied sang.

Sie beeilten seufzend ihre Schritte.

Als sie an die Thür des Schlosses gelangten, erhob Robert schnell sein Haupt und sagte mit leiser Stimme, indem er stehen blieb:

„Es war nothwendig! Und überdieß — Geschehenes kann nicht wieder ungeschehen gemacht werden! — Seien wir Män-

ner, meine Herren, damit wir nicht mit Gesichtern eintreten, wie man sie bei einer Leichenfeier zeigt!"

„Sie haben Recht," sagte Blaise.

Und Makrocephalus fügte hinzu:

„Man vermag nichts gegen vollendete Thatsachen. — Ich werde die alte Yvonne, meine Magd, beauftragen, alle Abende für die Mädchen zu beten. Auch bin ich überzeugt, daß der Herr Marquis von Pontalès gern so ein zwanzig Thälerchen opfern wird, um Messen für sie lesen zu lassen."

Pontalès trocknete den Schweiß von seiner Stirn

Ich werde der Kirche von Glénac zwanzig Louisdor schenken!" stammelte er, „funfzig der Kirche von Redon, hundert der Kirche von Rennes!"

„Meiner Treu!" sagte der Rechtsanwalt naiv, „wenn der der liebe Gott damit nicht zufrieden ist!"

Robert und Blaise mußten unwillkürlich lachen. Der unheimliche Eindruck war zum Theil verwischt, und da Keiner der vier Verbrechens-Genossen ernstliche Reue fühlte, so machte es ihnen keine große Mühe, jene lächelnde Ruhe, welche zu dem festlichen Tage paßte, auf ihre Gesichter zurückzurufen.

Sie trennten sich, um von verschiedenen Seiten zu dem Ball zurückzukehren.

Der Tanz hatte sich in dem Salon im Grünen wieder belebt. Die Jünglinge und Jungfrauen hielten sich für die lange Pause schadlos. Man entschädigte sich für die volle Stunde, während welcher man durch die Klagetöne der drei Grazien Babouin des Rozeaux de l'Etang gelangweilt war. Gegen das Ende gewinnt fast jeder Ball ein froheres Leben. In der Stadt verdoppelt das Orchester die Gewalt und die Reize seiner Töne;

auf dem Lande beginnen die Tänzer Bocksſprünge zu machen und zu jauchzen. Die ältern Herren aber zerbrechen die Gläſer und tanzen auf den Köpfen, wenn die heilige Stunde eintritt, in welcher die Luſtigkeit ihren wärmſten Paroxysmus erreicht.

Die Muſikanten von Glénac ſpielten, wie Beſeſſene. Sie hatten jenen endloſen Tanz begonnen, welcher unter dem Namen **bal breton** bekannt iſt und bis zu hundert und funfzig verſchiedenen Touren ausgedehnt werden kann. Tänzer und Tänzerinnen, hingeriſſen durch die Klänge der National-Muſik, ſprangen mit Begeiſterung. Man verwirrte ſich, man tanzte gegen einander, man fiel nieder auf dem Raſen — und lautes Gelächter erſcholl rund umher. Das war köſtlich!

Und die Gäſte auf Penhoël durften ſich nicht mehr beklagen, daß ſie von ihren Wirthen vernachläſſigt würden. Der Schloßherr, das iſt wahr, hatte ſich den ganzen Abend nicht gezeigt, aber die gnädige Frau war wieder erſchienen und hatte gute Nachrichten über das Befinden des Engels mitgebracht.

Sie führte jetzt den Vorſitz bei dem Feſte, während ſie neben Jean von Penhoël ſaß. Ihr Antlitz war ſehr bleich, aber ſie gewann es doch über ſich, ihren regelmäßigen und edlen Zügen einen Anſchein von Heiterkeit zu verleihen.

Nun der achtungswerthe Theil der Geſellſchaft gewährte einen traurigen Anblick. Dieſe Damen und Herren hatten ſich an ihre entfernteren Sitze zurückgezogen und gewährten einen immer trübſeligern Anblick. Die Geſichter dieſer würdigen Gäſte wurden ſauer, die Augen füllten ſich mit Schlaf.

Der Chevalier Adjunct und die Chevalière Adjunctinn von Kerbichel, die verwitwete Madame Claire Lebinihic und die drei Vicomtes waren noch gefeſſelt von dem Zauber, welchen die

Talente der drei Grazien Babouin auf sie hervorgebracht hatten. Ein periodisches Gähnen ergriff die sämmtlichen Mitglieder des Zirkels. Die drei Grazien Babouin ihrerseits blickten mit Haß in den Augen nach dem Tanze, welcher den Sieg davon getragen hatte, und vermochten ihre schlechte Laune nicht zu verbergen. Die Ariette hatte in der That wenig Erfolg gehabt, die Romanze war durchgefallen, und die Cavatine, welche noch unglücklicher gewesen war, hatte, als sie die Folge herzzerreißender, ohrenzerschneidender Schreie, welche sie eine Bravour-Arie nannte, beendete, wahrnehmen müssen, daß sich der Salon im Grünen in eine menschenleere Einöde verwandelt hatte Nur der kleine Bruder Numa hatte bis zu Ende zugehört, wie das seine strenge Pflicht war.

Unter solchen Verhältnissen war die Galerie etwas weniger sprechselig, als vorher, desto schärfer und wirksamer war dagegen ihr Gift. Jede Zungenbewegung war ein Biß.

Man ging von den Großen auf die Kleinen über. Jedermann bekam sein Päckchen; man erdolchte jetzt Die, welche man zu Beginn der Soirée keines Nadelstiches gewürdigt hatte.

Jedermann weiß, daß die Provinz, welche so zimperlich und doch auch so wenig christlich ist, ihre Ausdrücke nicht immer unter den keuschesten wählt, wenn es sich um Verläumdung oder böse Nachrede handelt. Wenn die Unterhaltung zu einem gewissen Grade gelangt, wenn die Zähne erst fletschen, die Zungen spitz werden, dann geht es der Provinz wie dem Lateinischen, das in seinen Worten der Zucht trotzt — qui dans les mots brave l'honnêteté — und es ist dann nicht selten, sehr unbesonnene Worte aus dem Munde der ehrwürdigsten Personen zu hören.

In diesem Augenblick war die société noch bei der leichten Verleumdung. Sie ging von Einem zum Andern über, gab der Lola zum Beispiel, welche sich mit dem jungen Pontalès herumtrieb, äußerst charakteristische Beinamen, fuhr ein Wenig über den abwesenden Penhoël her und wagte selbst in Bezug auf die gnädige Frau Hypothesen, vor denen das übermüthigste Bedientenvolk zurückgebebt wäre. Dann ging man auf den Engel über, dann wieder auf eins der Paare, welche an dem bal breton Theil nahmen. Endlich fragte man, welches Leben wohl die beiden kleinen schamlosen Geschöpfe, die Cyprienne und die Diane, führen möchten, die nun seit zwei Stunden abwesend waren.

Und das war meiner Treu! eine sehr verdächtige Sache, diese Abwesenheit. Man hatte fast um dieselbe Zeit, wie sie, auch die beiden großen Taugenichtse Roger und Etienne verschwinden gesehen.

Die drei Grazien Babouin wechselten in dieser Beziehung mit der Chevalière Adjunctin von Kerbichel Bemerkungen von so vorgeschrittener Philosophie, daß der Chevalier Adjunct und die drei Vicomtes fast Lust hatten, zu erröthen.

Noch wunderlicher aber war es, daß die beiden großen Burschen Roger und Etienne ohne die Kleinen wiedergekommen waren! Die Romanze erklärte das durch die Bemerkung, daß die Kleinen gewiß ihre Kleider zerknittert hätten während der zwei Stunden langen Promenade.

„Haben auch wohl ihren Kopfschmuck in Unordnung gebracht," fügte die Ariette hinzu.

Die scharfe Cavatine überbot ihre Schwestern noch.

Die christliche Versammlung ließ sich einige Aeußerungen des Beifalls entlocken.

Etienne und Roger waren mit einander auf den Tanzplatz zurückgekehrt. Fast zu derselben Zeit erschienen Robert, der Herr Marquis von Pontalès und Makrocephalus.

Während diese letzteren sich stellten, als begrüßten sie einander wie Leute, die sich lange nicht gesehen haben, durchforschten Etienne und Roger mit traurigen Blicken die belebten Gruppen der Tanzenden.

„Sie sind nicht da!" sagte Roger mit einem tiefen Seufzer. „Zwei Stunden während eines Balles abwesend zu sein!"

Ettienne's Züge waren schwermüthig und nachdenkend.

„Wir werden sie heute Abend nicht wiedersehen," sagte er halb laut, „und morgen vor Tages-Anbruch muß ich in Redon sein. — Ich werde keinen Abschied von ihnen nehmen können. — Willst Du es auf Dich nehmen, ihr meine letzten Grüße zu überbringen?"

„Vor der Abreise kannst Du sie noch ein Mal sehen," antwortete Roger.

Der junge Maler schüttelte das Haupt.

„Das würde ein grausamer Augenblick sein," sagte er. „Die Stunden der Ruhe sind so kurz und so selten für sie. — Warum sollte ich sie stören? — Und dann würde ich auch im Augenblick der Trennung zu schwach sein. — Wenn Du sie siehst, Roger, so sag ihr, daß ich sie liebe — daß ich nie ein anderes Weib in meinem Leben lieben werde — und daß ich bereit sei, Alles für ihr Glück zu opfern."

Seine Stimme zitterte. Es lag in dem Ausdruck seiner Stimme eine tiefe Empfindsamkeit, welche mit seiner gewöhnli-

chen Sorglosigkeit und der beweglichen Heiterkeit seiner pariser Philosophie im Widerspruch stand.

Roger drückte ihm die Hand.

„Ich werde ihr sagen, daß Du der biederste Junge bist, den es auf der Welt gibt," antwortete er; „ich werde ihr sagen, daß Du das Glück hast, vielleicht am Ende Deines Malerlebens zu stehen — und daß, wenn Gott Deine Arbeit segnet, Du nach der Bretagne zurückkehren wirst, um sie zur Frau zu nehmen."

Etienne's Augen wurden feucht.

„Habe Dank!" stammelte er.

„Wir sind noch jung," fuhr Roger mit einem Lächeln fort, „und Gott ist gnädig — vielleicht werden wir noch einmal Alle glücklich!"

Während sie so mit einander plauderten, zeigten sich Pontalès, Robert und der Gesetzeskundige in allen Theilen des Salons und führten ihre Rolle erzwungener Heiterkeit durch. Blaise bediente Erfrischungen, um seine Gegenwart ebenfalls zu beweisen.

In dem Augenblick, als Roger jene letzten Worte voll lächelnder Hoffnung und Vertrauens zu der Zukunft aussprach, trat einige Schritte hinter ihm Vibandiers Gestalt aus dem Dunkel hervor.

Das hagere Antlitz des Houlans war todtenbleich, seine Augen rollten unstät und seine Haare sträubten sich wirr auf seinem Haupte.

Die beiden jungen Männer sahen ihn nicht. Die Verbrechensgenossen aber, welche seiner Ankunft harrten, erblickten ihn alle vier zu gleicher Zeit.

Das bisherige erzwunge Lächeln verschwand von Roberts und von Pontalès' Lippen. Makrocephalus hätte entfliehen mögen, und Blaise ließ fast den Teller fallen, welchen er in der Hand hielt.

Es schien ihnen Allen, als müßte die ganze Ball-Gesellschaft ihren Schrecken erkennen und selbst durchblicken, als müßten Alle errathen, was die Anwesenheit des Houlans bedeute, der sich zur Hälfte neben einem der Zugänge des Salons im Grünen zeigte.

Diese Erscheinung dauerte indeß nur einen Augenblick Als die vier Genossen den Muth faßten, einen zweiten Blick nach der Thür zu werfen, da war Bibandier schon verschwunden.

Er schlug den nächsten besten Weg durch den Garten ein und begab sich nach einer verlassenen Laube.

Ohne zu wissen, was er that, löschte er auf seinem Wege die Lampen aus, als hätte das Licht derselben seine Augen verletzt.

So wurde es dunkel rund um die Laube, in welcher Bibandier blieb.

Er wartete nicht lange. Eine Minute war kaum verflossen, als die vier Genossen, einer nach dem andern zu ihm traten.

Niemand wagte zu fragen.

„Nun!" sagte Bibandier mit erstickter Stimme; „Sie fragen mich nicht nach meiner Geschichte?"

Es lag etwas Fremdartiges und Feierliches in der äußersten Aufregung dieses herzlosen Banditen, der so lange dem Verbrechen gegenüber seine kalte und cynische Heiterkeit behauptet hatte.

In diesem Augenblick zitterte sein ganzer Körper, schien er einer Ohnmacht nahe.

„Was ist Dir denn widerfahren?" fragte endlich Robert.

Vibandier stützte sich wankend gegen die grüne Wand der Laube.

„Sie sind todt!" sagte er. Und doch waren Beide so schön! — Jetzt sind sie todt!"

„Und Niemand hat Dich gesehen?" fragte Makrocephalus. Todt wiederholte der Houlan, während er sein Antlitz mit beiden Händen bedeckte; „während ich sie siegend nach dem Kolk begleitete, blickten sie mich beide mit ihren Engelsaugen an. — Ich sehe sie noch," fuhr er dann schaudernd fort, „ich sehe sie noch vor meinen Angen, ihre armen schönen Gestalten, wie sie auf dem Boden des Kahnes lagen."

Er schwieg. Die Worte schienen ihm in der Brust zu stocken.

Die vier Verbrecher lauschten regungslos; kalter Schweiß stand auf ihren Stirnen.

„Fragte nicht Jemand, ob mich Niemand gesehen hätte?" fuhr der Houlan fort, ohne seine Augen aufzuschlagen.

„Ich!" stammelte Le Hivain.

„Ein Mann hat mich gesehen," antwortete Vibandier, „und er hat auch Sie gesehen, Sie alle zusammen."

„Was für ein Mann?" fragten die Verbrecher zu gleicher Zeit.

Vibandier schwieg.

Dann fuhr er fort, als spräche er mit sich selbst:

„Ich hatte es versprochen! — ich mußte es halten! — Als ich die Erste in meinen Armen aufhob, da regte sich die Andere

auf dem Boden des Kahnes und ich sah ihre großen Augen sich mit Thränen füllen. — Sie konnten nicht sprechen, aber mit ihren Blicken suchten sie einander. — Ich fühlte Mitleid! — Ich legte sie mit den Köpfen an einander und sie konnten sich noch einmal küssen. Dann band ich ihnen die Steine an den Hals, welche mir Herr Le Hivain gegeben hatte" . . .

. . . .

. . . .

Es war am Morgen des zweiten Tages darauf, als der Flecken Glénac eine Feierlichkeit sah. Es war eine Feier ganz verschiedener Art. Das Portal der kleinen Kirche war schwarz ausgeschlagen, und die Landleute, welche wir bei der Meierei am Feste des heiligen Ludwig versammelt sahen, gingen traurig und schweigend, je zwei und zwei, nach dem Friedhofe.

Die Todtenmesse war über zwei Särgen gelesen, die mit weißen Tüchern überdeckt und mit jenen frischen Blumen geschmückt waren, die man als letzten Schmuck auf das Grab der Jugend legt

Wir würden dort alle Gäste des Schlosses wiedergefunden haben; die Familie Penhoël aber wurde nur durch ein Mitglied vertreten, durch den alten Oheim Jean, obschon der Name Penhoël zwei Mal in der Leichenrede vorkam.

Die bekränzten Särge enthielten die irdischen Reste Diane's und Cyprienne's.

René, die gnädige Frau und der Engel fehlten bei der Todtenmesse. Was noch mehr überraschte, das war der Umstand, daß weder Roger von Launoy, noch der junge Maler Etienne zu den Seiten des Oheims in Holzschuhen zu sehen waren.

Etienne und Roger waren in diesem Augenblick fern von Glénac. Sie waren Beide unbekannt mit dem, was in der Nacht nach dem Feste des heiligen Ludwig vorgefallen war.

Gegen den Anbruch des Tages, einige Stunden nach Beendigung des Balles, waren sie die Treppe des Schlosses hinabgestiegen, um den Weg nach Redon einzuschlagen. Roger gab seinem Freunde das Geleit.

Als Etienne unter dem Fenster der beiden jungen Mädchen vorüber ging, blieb er stehen, und Roger rief Cyprienne und Diane zu verschiedenen Malen bei ihren Namen.

Keine Antwort.

„Sie schlafen!" sagte Etienne, welcher auf seine Schultern ein kleines Reisebündel warf und endlich mit großen Schritten ging.

Schweigend setzten Beide ihren Weg fort. Als Etienne in Redon die Postkutsche besteigen wollte, sagte er zu Roger, indem er ihm zum letzten Male die Hand drückte:

„Höre — dieser Robert haßt Dich fast eben so sehr, wie mich — und Penhoël ist nicht mehr Herr im Schlosse. Solltest Du eines Tags gezwungen sein, das Schloß zu verlassen, so erinnere Dich, daß ich Dein Bruder bin und daß meine Wohnung, so klein und ärmlich sie auch sein mag, doch noch immer groß genug sein wird, um uns Beiden Obdach zu gewähren."

Die Postkutsche fuhr nach Rennes ab und Roger blieb allein.

Die letzten Worte seines Freundes hatten in ihm eine gewisse Befürchtung hervorgerufen, aber er war weit entfernt zu

denken, daß er je gezwungen werden könnte, die angebotene Gastfreundschaft zu benutzen.

Als er in das Gasthaus des Vater Géraud trat, um ein Frühstück zu genießen, übergab ihm dieser einen Brief, welcher durch einen besondern Boten vom Schlosse überbracht war.

Der Brief war von Herrn Robert von Blois geschrieben und René von Penhoël hatte ihn unterzeichnet.

Erst an dem Morgen desselben Tages war der Brief geschrieben. Robert schien die kurze Abwesenheit des jungen Mannes benutzt zu haben, um ihm einen desto sicherern Schlag zu versetzen

Es waren einige trockne Redensarten mit einem Beigeschmack von Spott. Der wesentliche Inhalt war, daß man Roger mittheilte: er habe nun das Mannes-Alter erreicht, die Jugend werde durch Reisen gebildet, und man fühle sich schmerzlich ergriffen, ihn fern von der Welt in dem kleinen Flecken Glénac verkümmern zu sehen

Roger las den Brief, während ihm das Blut in das Antlitz trat. Der Abschied wurde durch die Form desselben noch grausamer.

Sich kalt und mit Spott fortgewiesen zu sehen, er, der Adoptivsohn war, er, der in der Kindheit mit Innigkeit gepflegt, zwanzig Jahre lang herzlich geliebt worden war!

Ach! Etienne's Ahnungen waren schnell in Erfüllung gegangen.

Roger bedachte sich nicht lange. Er hatte ein stolzes Herz und der Name Penhoël stand am Ende des Briefes. Er mußte abreisen; aber Cyprienne —

Bevor er das Land auf immer verließ, wollte er noch ein

Mal nach dem Schlosse zurückkehren, um dem armen Mädchen ein Lebewohl zu sagen, deren Liebe er mitnahm. Allein die Furcht vor dem Herrn von Penhoël hielt ihn von der Ausführung dieses Gedankens zurück. Er verschloß sich in eins der Zimmer im Gasthause zum gekrönten Bock und begann zu schreiben.

Das Papier, über welches seine Feder dahin eilte, wurde von mehr als einer Thräne benetzt, und dennoch lag in seinen trostlosen Worten der klare Ausdruck der Hoffnung, denn er war jung und von Muth erfüllt.

Er sprach für sich und für Etienne, dessen Lebewohl er nicht mehr mündlich überbringen konnte; er schrieb den beiden Schwestern: „Wir lieben Euch, wir werden arbeiten, wir werden wiederkehren —"

Vater Géraud wurde beauftragt, den Brief selbst zu überbringen, den die beiden armen Mädchen ach! nicht mehr lesen konnten. Roger aber bestieg ein Pferd, um der Post nach Rennes nachzueilen.

Anstatt den Brief abzugeben, knieete der gute Gastwirth in der Kirche von Glénac nieder und betete für das Seelenheil der beiden armen Verstorbenen.

In Abwesenheit des Herrn von Penhoël und der gnädigen Frau, waren es der Herr Marquis von Pontalès und Robert von Blois, welche in ihrer Eigenschaft als Hausfreunde die Familie vertraten, denn der arme Oheim Jean, niedergebeugt durch den zu schweren Schmerz, war unfähig, sich um irgend etwas zu bekümmern.

Man muß gestehen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Marquis, Robert und selbst Herr Le Hivain der Fa-

milie eine Freundschaft ohne Gleichen bewiesen. Jeder, selbst der Todtengräber des Kirchspiels, der arme Bibandier, bewies eine Ergebenheit, welche alle Anerkennung verdiente.

Die beiden jungen Mädchen waren im Tieflande ertrunken. Auf welche Weise? das wußte man nicht. Die Umstände ihres Todes waren in ein gewisses Geheimniß gehüllt. Man vermuthete nur, daß sie auf einem gebrechlichen Kahne den Oust hatten übersetzen wollen und von der Strömung bis in den Kolk der weißen Dame forgerissen waren.

Der Todtengräber Bibandier hatte am folgenden Morgen am Ufer die Trümmer eines Kahnes gefunden, und war es gewesen, der zuerst auf das Unglück aufmerksam gemacht hatte.

Nachdem einen ganzen Tang lang fruchtlose Nachsuchungen angestellt waren, hatte man Pontalès, Herrn Le Hivain, Robert von Blois und seinen Bedienten Blaise nebst dem Todtengräber Bibandier allein an dem Orte zurückbleiben gesehen, wo wahrscheinlich die jungen Mädchen verunglückt waren.

Bibandier hatte, wie man sich erzählte, noch während der Nacht den Fluß in der Nähe des Kolks durchsucht und endlich die Leichname gefunden. Wenigstens hatte man am folgenden Morgen zwei schon zugenagelte Särge vor der Thür der Kirche angetroffen.

Die Todtenbestätigung mochte wohl im Familienkreise erfolgt sein, da Herr von Penhoël Maire war.

Was den Pfarrer betraf, so war er ein weitläuftiger Verwandter des Marquis von Pontalès.

Ueberdieß stieg in keinem Menschen ein Zweifel auf; das Unglück war ja nur zu einleuchtend! Jeder weinte und betete

neben den Särgen der armen Kleinen, welche so bald die Erde überdecken sollte.

Wenn noch Zweifel unter der finstern und bestürzten Menge vorkamen, so betrafen sie nicht den Tod selbst, sondern nur die Umstände, welche den Tod begleitet hatten.

Cyprienne und Diane verstanden einen Kahn in dem Tieflande so geschickt zu lenken, wie kein Muschelfischer. Sie waren zudem geschickte Schwimmerinnen: wie hätte da nicht der Verdacht auftauchen sollen?

Mehr als ein mißtrauischer Blick richtete sich verstohlener Weise auf Robert.

Vielleicht hätte nur ein Wort hingereicht, um den gemeinsamen Schmerz in Wuth umzuwandeln und dann — wehe, den Mördern! Aber dieses Wort — Niemand sprach es aus. Es gab keine Beweise, und zudem vermochte auch Niemand auf den ruhigen Stirnen des Marquis und des Herrn von Blois das Bewußtsein eines Verbrechens zu lesen.

Der Eindruck des Grausens, welchen die nächtliche Scene im Port-Corbeau hervorbrachte, hatte längst Zeit gehabt, sich zu verwischen. Kurz, dieser Mord war nothwendig gewesen, und schauderte es sie auch noch, wenn sie an die zurückschreckenden Einzelheiten des Verbrechens dachten, so lobten sie sich dagegen doch auch wegen ihres Muthes und wünschten sich Glück. Die Freude über den Erfolg wägt manche Gewissenspein auf.

Sie waren da und vertraten die Familie. Die Landleute vermochten auf ihren Zügen, welche geschickt beherrscht wurden, eine gefaßte und ruhige Wehmuth zu lesen.

Der Verdacht schwand. Ueberdieß waren von den Landleuten diejenigen, welche nicht gerade den Leichensegen beteten,

nur damit beschäftigt, von dem Unglück zu sprechen und von den armen Kindern, die man erst vorgestern so jung und so schön den Ball am Feste des heiligen Ludwig hatte eröffnen gesehen.

Männer und Frauen flüsterten mit einander vor der Thür der Kirche und — wie es so Sitte ist bei den guten Leuten in der Bretagne — Jeder suchte in seinen Erinnerungen irgend eine Vorbedeutung dieses traurigen zwiefachen Todes.

„Der alte Benoit hatte es wohl gesagt!" flüsterte man; „Niemand wollte ihm glauben, wenn er wiederholte, daß die drei Töchter von Penhoël Nachtschönchen werden würden vor dem Tage seines Todes. — Zwei sind es nun schon!"

„Und das kleine Fräulein Blanche ist sehr krank!"

„Sie werden wiederkehren, die lieben Mädchen!" sagte eine Frau, indem sie die Korallen ihres Paternosters durch die Finger gleiten ließ.

Eine erschreckte Stimme erhob sich in der Mitte der Gruppe und sagte:

„Sie sind bereits wiedergekehrt!"

Jeder erzitterte und trat näher heran.

Es war der kleine Francin, welcher gesprochen hatte. Er zitterte und war ganz bleich.

„Ja — ja —" fuhr er fort, indem er die Augen niederschlug. „Ich habe das erste de profundis für die Ruhe ihrer Seelen gebetet — denn ich habe sie heute Nacht gesehen — und habe wohl erkannt, daß sie todt waren."

Vater Géraud hatte sich durch die dichtgedrängte Menge hindurch gearbeitet und ergriff den Jungen bei den Armen.

„Du hast sie gesehen?" fragte er.

Der kleine Bauernknabe erzitterte an allen seinen Gliedern.

„Es war heute Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang," sagte er; „ich ging nach dem Tieflande, um unsere Pferde zu suchen. Da sah ich etwas Weißes, das sich am Fuße der großen Erle regte, an welche die große Fähre des Port-Corbeau geschlossen wird. — Ich fürchtete mich, dachte aber doch sogleich an die Fräulein. — O, ich habe sie recht gut erkannt! — Sie trugen dieselben Kleider, wie an dem Abende des Festes! — Beide knieeten sie am Fuße des Baumes und es schien mir, als wühlten sie die Erde auf. Ich machte einiges Geräusch, als ich davon lief, und als ich mich noch ein Mal umsah, waren sie verschwunden."

Man stimmte die letzte Hymne unter der Thür der Kirche an. Die Bauern brachen ihre Unterhaltung ab und verbanden in Rührung ihre Stimmen mit denen der Priester.

Die société, welche während des Todtenamts den Ehren-Platz vor dem Altare inne gehabt hatte, verließ in diesem Augenblick die Kirche. Die société plauderte hier, wie in dem Salon im Grünen.

„Die armen lieben Mädchen," sagte die Aelteste der drei Grazien Babouin; „wer hätte das je gedacht!"

Sie trocknete ihre Augen ab, in denen keine Thräne stand.

„Was ist es um das Leben des Menschen!" seufzte die Romanze.

Die verwittwete Madame Claire Lebinihic schielte seitwärts nach den drei Vicomtes, um den Eindruck zu erlauschen, welchen ihre Trauer-Toilette mache.

„Meine Damen," sagte ernst der Chevalier Adjunct von Kerbichel, „es ist das allgemeine Gesetz, daß wir dem Tode anheimfallen."

Der kleine Bruder Numa recitirte darauf:

„Er vergißt den Armen
Eben so wenig, —“

Der Chevalier Adjunct unterbrach ihn:

„Wie er kennt Erbarmen
Mit dem König.“

„Ach!“ säuselte die Cavatine, „die Männer haben kein Herz! — Anstatt zu weinen, wie wir Frauen, citiren sie Stellen aus Voltaire oder Bossuet.“

Beide Flügel der Kirchenthür wurden geöffnet, und die Särge wurden aus der Kirche gebracht. Die jungen Mädchen des Ortes begleiteten sie. Vor den Särgen gingen die Tänzerinnen von dem Feste des heiligen Ludwig, bekleidet, wie damals, mit weißen Kleidern.

Oheim Jean, unterstützt von dem Vater Chauvette, folgte zunächst dem Zuge. Nach ihm kamen Pontalès, Robert, Herr Le Hivain und Blaise

„Borgen Sie mir ihr Flacon, mein liebes Fräulein,“ sagte die Chevalière Adjunctin zu Eglantine Babouin des Rozeaux de l'Etang; „ich befürchte eine Ohnmacht!“

„Meine liebe Dame,“ antwortete die Romanze, „man muß sich in das Unvermeidliche fügen, sehen Sie! — Gott weiß, daß wir, meine Schwestern und ich, die armen Kleinen mehr liebten, als irgend Jemand, aber jetzt ist Alles vorbei und durch unsere Verzweiflung können wir ihnen das Leben nicht wiedergeben!“

„Ueberdieß,“ versetzte die Cavatine mit einem Seufzer, „müssen wir ihnen vielleicht Glück wünschen, daß sie zu rechter Zeit in eine bessere Welt eingegangen sind.“

Der ganze weibliche Theil der société seufzte im Chor.

„Ach!“ nahm die Romanze wieder das Wort; „sie waren nicht glücklich! Ich vermochte nicht einmal in dem Grade empört zu werden, wie ich es eigentlich hätte sollen, als man einen Selbstmord behaupten wollte.“

Die Romanze sprach diese letzten Worte leise aus, aber doch laut genug, daß sie von Allen gehört werden konnten.

„Ach! — mein Fräulein!“ riefen die Vicomtes aus.

Die verwittwete Madame Claire Lebinihic und die Chevalière Adjunctin öffneten Augen und Ohren, denn sie witterten eine Lästerung von Hochgeschmack.

Die Romanze senkte ihre Stimme noch mehr und erhob ihre Augen gen Himmel.

„Ich weiß das Nähere nicht!“ sagte sie, „aber man erzählt, daß die jungen Mädchen, als sie erkannt hätten, daß sie hintergangen wären —“

„So etwas kommt alle Tage vor!“ unterbrach Madame Claire Lebinihic die Sprechende.

„Und sagen Sie,“ nahm die ermuthigte Romanze wieder das Wort, „wagt es wohl Roger, oder wagt es der Vagabund Etienne, bei der Beerdigung zu erscheinen?“

Man sah sich nach den beiden jungen Männern um.

„Es ist wahr!“ sagte einer der Vicomtes, „ich hatte noch gar nicht daran gedacht.“

Der Leichenzug erreichte den Theil des Friedhofs, wo sich die Gräber der Familie Penhoël befanden. Die drei Grazien schwiegen jetzt, zufrieden damit, wenigstens einige Blumen den armen Kindern nachgeworfen zu haben.

Der Anblick des Friedhofs war ein trauriger und düsterer. Die Gesänge verstummten. Die Bauern reiheten sich schweigend

und den Rosenkranz in den gefalteten Händen um die geöffneten Gräber.

Vibandier war als Todtengräber auf seinem Posten.

In dem Augenblick, als er die Hand ausreckte, um den ersten Sarg in die Erde hinabzulassen, ergriff ihn ein Arm und schob ihn zurück.

Zu gleicher Zeit erhob sich ein dumpfes Gemurmel, gemischt mit Ausrufungen der Ueberraschung und des Schreckens; in dem Kreise der guten Landleute.

Zwischen dem Todtengräber und den beiden Bahren stand eine Art von Gespenst, welches in Folge seiner Abgezehrtheit von übernatürlicher Größe zu sein schien. Niemand wußte, woher diese Erscheinung gekommen war.

Die Erscheinung stand aber da, so bleich und knochendürre, daß Alle glaubten, ein Grab habe sich geöffnet und ein Todter sei auferstanden.

Dann wurde ein Name laut, den die murmelnde Menge aussprach.

„Benoit Haligan!" sagte man, „Benoit der Hexenmeister!"

Ihn an diesem Orte zu sehen, war gewiß ein eben so großes Wunder, als wäre ein Geist seinem Grabe entstiegen.

Wie hatte er das Lager verlassen können, an welches ihn sein langer Todeskampf schon seit Monden fesselte? Welche geheimnißvolle Kraft hatte ihm geholfen, den Hügel zu ersteigen?

Jeder auf dem Friedhofe blickte ihn mit Schrecken an.

Benoit stand fest und gerade neben den Gräbern. Sein hohles Auge richtete sich zunächst auf Vibandier, welcher sein Antlitz abwandte, dann auf Pontalès, Robert von Blois,

Herrn Le Hivain und Blaise, welche sich gezwungen fühlten, ihre Augen niederzuschlagen

Nach einem Schweigen von einigen Secunden beugte der alte Fährmann langsam seine hohe Gestalt und hob die beiden Särge, den einen nach dem andern.

Als er sich dann wieder emporrichtete, sah man um seine welken Lippen eine Art von Lächeln spielen.

„Gott sei denen gnädig, welche leben, und denen, welche todt sind!" sagte er und kreuzte seine Arme über der Brust.

Er begrüßte Jean von Penhoël, indem er ihn bei seinem Namen nannte, und verließ dann den Friedhof. Die Menge trat aus einander, um ihm einen breiten Weg zu machen.

Als er den Hügel wieder hinabstieg, wankten seine Beine unter dem Gewicht seines Körpers, aber er blieb nicht stehen. Er hörte nicht auf zu geben, bis er das Ufer des Oust erreichte und am Fuße der Erle stand, an welche die große Fähre geschlossen war.

Als er hier angelangt war, ließ er sich auf die Kniee nieder und näherte sein Haupt dem Boden, der frisch umgegraben schien.

Seine runzligen Hände falteten sich und er sank erschöpft auf den Rasen nieder, während er leise sagte:

Gott und die heilige Jungfrau mögen sie beschützen!" . .

. . . .

Auf dem Friedhofe aber war die Leichenfeier beendigt. Bibandier vollendete sein Amt als Todtengräber und warf Erdhügel auf die Gräber Diane's und Cyprienne's.

Zwei Gräber.

Bis in das Zimmer des Engels vernahm man den metallischen Klang der großen Wanduhr im Salon, welche langsam die neunte Stunde schlug.

Es war an dem Abende des Tages, an welchem für Diane und Cyprienne von Penhoël die Todtenmesse in der Kirche von Glénac gelesen wurde.

Zwei Abende vorher hätte zu derselben Zeit die große Wanduhr wohl eine Viertelstunde schlagen können, ohne daß während der lärmenden Freude des Festes irgend Jemand auf dieselbe geachtet hätte. Aber die Gäste Penhoëls waren ja auch nur gekommen, um die Freude auf dem Schlosse zu suchen; sie waren daher geflohen vor der Trauer, welche so plötzlich die verheißene Freude beendet hatte.

Was sollte man in einem Leichenhause beginnen? Die Gäste auf Penhoël waren sämmtlich fort, bis auf den letzten Da war denn statt des heitern Rauschens des Balles ein düsteres Schweigen eingetreten; der beweglichen und lachenden Menge, welche die grünen Bosquets des Gartens belebte, war die Einsamkeit gefolgt. Statt der verschwenderischen Erleuchtung herrschte nun dichte, stumme Finsterniß.

Man hätte das Schloß für verlassen halten sollen. An

der ganzen Vorderseite des Schlosses sah man nur zwei erhellte Zimmer, und auch diese beiden waren so schwach erleuchtet, daß das Licht kaum die seidenen Vorhänge durchbrach. Das eine dieser Zimmer war das Renés von Penhoël, das andere das des Engels.

Die gnädige Frau saß am Bette ihrer Tochter, deren durch Thränen entzündete Augen sich erst seit einigen Minuten geschlossen hatten. Blanche schlief einen unruhigen Schlaf und schrak oft zusammen. Der Schmerz, welcher während des ganzen Tages an ihrem Herzen genagt hatte, verfolgte sie ohne Zweifel auch in ihren Träumen, denn das arme Kind seufzte und ächzte im Schlafe.

Blanche hatte viel geweint. Cyprienne und Diane waren nicht mehr da, ihre beiden Basen, welche sie so sehr liebte! Abends vorher hatte sie noch ihr Lächeln beneidet, und jetzt waren sie todt! Die arme Blanche hatte den ganzen Tag über jenen mit Staunen und Schauder verbundenen Schmerz gefühlt, welcher die Kinder beim ersten Anblick des Todes ergreift.

In ihrem Alter, und wenn man noch nie auf ewig eine geliebte Person hat hinweggehen gesehen, glaubt man nicht sogleich an eine ewige Trennung. Der Geist stößt lange den Gedanken an den Tod von sich hinweg und unbestimmte Hoffnungen bleiben hartnäckig im Innersten des Herzens zurück.

Blanche hatte mehr als ein Mal während des Tages gedacht, daß alles das nur ein böser Traum sei. Sobald ihre Augen, ermattet durch das Weinen, sich geschlossen hatten, glaubte sie die sanften Gesichter ihrer Basen vor ihrem Bette lächeln zu sehen.

Kann man denn so jung und so schön bereits sterben?

Kann sich denn das Grab an der Schwelle eines Ballsaales öffnen?

Die Augen des Engels waren roth und noch feucht. Der Schlaf hatte sie ohne Zweifel inmitten eines Gebetes überrascht, denn ihre Hände waren noch gefaltet. Sie war jetzt noch weit mehr verändert, als an dem Abende des Festes des heiligen Ludwig. Die Krankheit vermochte nicht, ihr ihre seltene Schönheit zu nehmen, aber ihr Antlitz trug die Spuren physischer Leiden und geistiger Erschlaffung.

Wären sonst die Erscheinungen nur halb so beunruhigend gewesen, so würde sich das aufmerksame und beunruhigte Auge der gnädigen Frau nicht eine Minute von den Zügen der geliebten Tochter abgewandt haben Heute aber heftete Marthe von Penhoël ihre Blicke auf den Boden und schien die Gegenwart des Engels zu vergessen.

Sie hörte nicht die klagenden Seufzer, welche aus dem Munde ihrer Tochter hervorgingen; sie sah nicht, wie das arme Kind sich auf seinem Lager bewegte und bisweilen unter den Anfällen eines heftigern Schmerzes erbleichte.

Marthes Züge schienen aus Marmor gehauen. Seit dem Untergange der Sonne hatte sie an derselben Stelle gesessen. Sie hatte sich nicht ein Mal bewegt.

In ihren fest auf den Boden gehefteten Augen lag gar kein Gedanke Alles Blut war aus ihren bleichen und wie abgestorbenen Wangen vollkommen gewichen

Bevor Blanche einschlief, hatte sie zu verschiedenen Malen ihre Mutter angeredet; keine Antwort.

Und das war um so sonderbarer, da sonst die gnädige Frau so begierig jedes Wort von den Lippen ihrer Tochter auffing.

Sie hörte nicht. Wenn ein zu heftiger Schmerz das Herz zerfleischt, dann wird es gefühllos und taub.

Allein was war das für ein Schmerz? Als die Töchter des Oheim Jean noch lebten, da war Marthe von Penhoël so kalt gegen sie gewesen. War sie denn durch den Tod der beiden armen Kinder so sehr verändert worden, daß schmerzhafte und leidenschaftliche Sehnsucht an die Stelle ihrer Kälte getreten war?

Oder hatte ihr Schmerz eine andere Ursache?

Marthe war allein und kein Freundesohr öffnete sich ihr, um ihre Bekenntnisse zu vernehmen. Ihre Gedanken blieben ein Geheimniß zwischen ihr und Gott

Als durch die starken Wände hindurch der Schlag der großen Wanduhr im Salon bis an ihre Ohren drang, da neigte sich ihr Haupt, bisher an die Rücklehne ihres Stuhles gelehnt, nach vorn, als wollte sie besser die Schläge hören.

Sie zählte deren neun, dann kreuzten sich ihre kalten und bleichen Hände auf ihrem Trauergewande.

„Neun Uhr!“ sagte sie leise und mit kurzer, aber aufgeregter Stimme; „als sie das letzte Mal sangen, da schlug die Uhr gerade während der zweiten Strophe, — ich erinnere mich, es war auch neun Uhr!“

Und sie unterbrach sich, als hätte ihr Geist im Traume einer fernen Melodie gelauscht.

Dann erglänzten zwei Thränen in ihren Augen, die bisher trocken und glühend heiß gewesen waren.

Sie wiederholte langsam und als wäre sie sich dessen gar nicht bewußt gewesen, was sie that, die letzten Verse des Gesanges „Die Nachtschönchen“:

„Bethränt hat die Blümlein Dein Auge so blau
mit Perlenthau,
Dich aber entführet der Morgenwind
geschwind geschwind!“

Ein langer Seufzer hob ihre Brust.

„Alle Beide!“ rief sie aus. „Wenn er wiederkehrt — was soll ich ihm sagen?“

In diesem Augenblick stieß Blanche einen noch deutlichern Klageton aus, als bisher. Die gnädige Frau erhob ihre Augen zu ihr. Aber ihr Blick drückte nicht mehr jene ausschließliche und eifersüchtige Liebe aus, welche ihn vordem beseelte, wenn sie den Engel betrachtete, sondern vielmehr eine Art verhaltenen Zornes.

„Fräulein von Penhoël!“ sagte sie mit einem bittern Lächeln; „Erbin! — Alle Freuden waren nur für Dich! — Dich mußte man ehren! — Dich lieben! — Für sie blieb nichts übrig! — Waren sie weniger schön oder weniger gut? — Mein Gott! mein Gott! alle meine Liebkosungen waren nur für die Eine, und die Andern duldeten! — duldeten als Verachtete! — die Andern, welche sich opferten und für mich starben!“

Ihre Brauen waren zusammengezogen; ihr Blick war fortwährend hart und kalt auf die schlafende Blanche gerichtet.

„Fräulein von Penhoël!“ wiederholte sie mit wachsender Bitterkeit; „die Töchter des Hauses! — die andern aber saßen am untersten Ende des Tisches, und es war nur Mitleid, daß sie das Brod Penhoëls essen durften!“

Sie erhob sich mit einer raschen Bewegung und fuhr fort, indem sie sich an den Engel wandte, als hätte das arme Kind sie verstehen können:

„Du hattest ihnen Alles genommen! — ihre Stellung in der Welt — ihr Erbtheil — selbst das Lächeln ihrer Mutter!"

Eine Thräne zitterte in den Wimpern der träumenden Blanche. Die gnädige Frau ließ ihr Haupt auf die Brust senken.

„Bis zu dem letzten Tage!" fuhr sie fort. „O! — ich habe bei Deinem Bett sitzen müssen, während Fremde die geweihete Erde auf ihren Sarg warfen! — Verlassen! — verlassen von der Wiege bis zum Tode!"

Sie bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen und schwieg einige Minuten. Dann richtete sie sich plötzlich wieder auf und rief in einem leidenschaftlichen Tone aus:

„Aber ich meine, daß man sie nach dem Tode wenigstens lieben darf! — Schlafe wohl, Blanche von Penhoël — zum ersten Male werde ich Dich verlassen, meine Tochter, für sie zu beten!"

Marthe vergaß, einen Kuß auf die Stirn ihrer Tochter zu drücken. Sie schritt langsam durch das Zimmer und verlor sich dann in den Corridors des Schlosses, nachdem sie die Thür doppelt verschlossen hatte.

Sie begegnete weder Dienern, noch dem Schloßherrn auf ihrem Gange. Das Schloß schien verödet

Als sie einmal außerhalb desselben war, beeilte sie ihre Schritte, um nach Glénac zu gelangen welches eine starke Viertelstunde entfernt war.

Die Witterung war noch immer schwül. Nur bisweilen regte sich ein laues Lüftchen und zertheilte hier und da den Wolkenschleier, welcher den Himmel überzog. Der Mond zeigte sich in Zwischenräumen und ließ dann das Tiefland und die Berge aus dem Dunkel hervortreten. Das dauerte aber nur

eine Minute und Alles verschwand dann wieder, verschleiert von der siegenden Nacht.

Auf dem einsamen Wege wankte Marthe von Penhoël mehr als ein Mal, denn sie war sehr schwach. Mehr als ein Mal blieb sie auch stehen, ergriffen von einer Art von Schrecken, weil ein Strahl des Mondes, der plötzlich durch die Bäume fiel, ihr zwei weibliche Gestalten zeigte, welche regungslos und schlafend, bekleidet mit weißen Gewändern, in dem Grase lagen.

Ein ander Mal, als ihr Blick sich nach dem Tieflande wandte, welches zur Linken sich unabsehbar ausdehnte, da schien es ihr, als ob eine wehmüthige Stimme die melancholischen Worte des bretonischen Gesanges ihrem Ohre zuflüsterte.

Es war die Stunde, zu welcher die gestorbenen Jungfrauen zurückkommen, um unter den Weiden ihren frühen Tod zu beklagen Marthe bemerkte etwas, gleich leichten Schatten, die sich am Ufer des Wassers bewegten. Arme Nachtschönchen! — Marthe war eine Tochter der Bretagne Ihre Augen benetzten sich mit Thränen und ihre Arme reichten den Weiden entgegen.

Sie verfolgte ihren Weg. Ihr Verstand wurde wie von einem Nebel umhüllt. Ihre Gedanken verwirrten sich. Sie lächelte unter Thränen und fand kein Ende für das begonnene Gebet.

Sie hatte so viel gelitten!

Der Friedhof von Glénac geht um die kleine Kirche herum, deren ärmliche und altersgraue Mauern sich in der halben Höhe des Hügelzugs erheben, so daß man von ihr aus die ganze Umgegend übersehen kann. Die einzige Straße von Glé-

nac erstreckt sich von der Kirche in verschiedenen Windungen nach dem Tieflande hinab, so daß die letzten Häuser zur Zeit der Ueberschwemmung von dem Wasser bespült werden Der Kolk von Tremeulé liegt über Glénac hinaus, und die Weiße Dame hat schon manches Mal die Glocken des spitzen und blauen Kirchthurms in Bewegung gesetzt, um zum Gebete für Ertrunkene zu rufen. Hinter der Kirche stehen zwei große Eibenbäume, deren Zweige so dicht sind, daß man durch sie hindurch den Himmel nicht sehen kann. Sie reichen weit über das steinerne Kreuz auf dem Kirchdache hinaus, welches die Stelle des Altares bezeichnet Die Greise sagen, daß die Väter ihrer Großväter diese Bäume bereits so hoch und dichtbezweigt gekannt haben: sie zählen ihr Alter nach Jahrhunderten.

Zwischen den beiden Eibenbäumen unterschied ein hölzernes Gitter einen viereckigen Platz von dem übrigen Raume des Kirchhofs: es war der Begräbnißplatz der Familie Penhoël, seit die Begräbnssie in der Kirche aufgehört hatten.

Marthe trat in den umgitterten Raum, innerhalb dessen ein Strahl des Mondes ihr zwei frische Gräber zeigte, die noch von keinem Steine bedeckt wurden.

Marthe warf sich auf die Kniee zwischen den beiden Gräbern und blieb lange Zeit regungslos. Die Schwüle deutete auf ein nahes Gewitter. Der Wind begann sich zu erheben und peitschte die schwere Atmosphäre; die dichten Zweige der Eiben bewegten sich in Zwischenräumen; der Wetterhahn der Kirche, hin und her bewegt durch die ungewissen Luftzüge, welche dem Gewitter vorangehen, unterbrach die nächtliche Stille durch kreischende Töne.

Marthe hörte nichts. Nur wenn der Wind heftiger wehte

und das Brausen des Kolks von Tremeulé bis zu ihren Ohren drang, dann schien ihr Körper einen plötzlichen Stoß zu erleiden.

Sie wußte, daß die Leichname der beiden jungen Mädchen unterhalb der Weißen Dame wiedergefunden waren.

Minuten verflossen. Marthe war noch immer stumm und regungslos. Nach einer Viertelstunde etwa warf sie die langen Haare zurück, welche ihr in das Gesicht gefallen waren, denn sie war mit unbedecktem Haupte aus dem Schlosse gegangen. Ohne den tiefen Schatten, welchen die beiden Eiben auf sie warfen, hätte man in diesem Augenblick ein ruhiges und sanftes Lächeln in ihren Zügen erblicken können.

Ihr Schmerz wurde durch einen Traum gelindert.

„Diane!“ sagte sie ganz leise.

Und da nur die Stille der Nacht auf diesen Ruf antwortete, so wandte sich Marthe nach dem andern Grabe.

„Cyprienne!“ rief sie eben so leise.

Dieselbe Stille!

Marthe legte ihre beiden Hände auf das Herz. Ein Blitz erhellte die Nacht ihres Verstandes.

„Es ist also wahr!“ sagte sie leise. „Ich werde ihr Lächeln nicht mehr sehen! — Sie liegen da Beide in der Erde! — Hören sie nicht? — wissen sie, daß ich sie täuschte? — Wissen sie, wie viel Liebe zu ihnen ich in meinem Herzen fühlte?“

Sie faltete ihre Hände vor ihren Knieen; ihre Augen vermochten nicht zu weinen, aber ihre gebrochene Stimme war desto reicher an Thränen.

„Arme Kinder!“ fuhr sie fort, „arme Kinder! — Schöne Seelen, die ihr nur der Aufopferung und der Liebe lebtet! — Sie hielten sich für verachtet — um sie her zeigte sich nur Kälte

— und dennoch nie eine Klage! — Es sind erst zwei Tage verflossen, da lagen sie noch Beide knieend neben mir, da sprachen sie davon, daß sie für mich sterben wollten! — Und ich, ich hatte nur Worte des Spottes! — O Erbarmen! — Verzeihung! — ich liebte Euch! — ich liebte Euch!"

Jetzt überströmten glühende Thränen ihre Wangen, und Seufzer hoben ihre keuchende Brust.

„Ich liebte Euch!" fuhr sie fort mit einer Bewegung ihrer Arme, als drückte sie eine geliebte Person fest an ihr Herz. „Gott wußte es! — Gott sah meine Thränen und kannte mein Märtyrthum! — O! Ihr duldetet nicht allein, arme Kinder! — und jetzt, da ihr Heilige im Himmel seid, jetzt betet für mich, die ich hier bleibe, um zu dulden!"

Die Stimme versagte ihr den Dienst. Tiefes Schweigen herrschte auf dem Friedhofe.

Als Marthe neue Worte aussprechen konnte, war ihre Betonung eine sanfte und liebkosende geworden.

„Gott ist gut!" sagte er. „Ich fühlte wohl, daß ich Euch bald wiedersehen werde. Wie wollen wir dann uns küssen, wenn wir wieder beisammen sind! — Ich werde mich nicht mehr verbergen! — Ich werde Euch mein Herz zeigen! — Uns zu lieben — uns zu lieben — das wird unsere Wonne im Paradiese sein!"

Sie erbebte und richtete plötzlich ihren zusammengesunkenen Körper auf.

„Blanche!" sagte sie, als ob eine Stimme ihr diesen Namen in das Ohr geflüstert hätte; „es ist wahr — ich hatte sie vergessen!"

Dann fuhr sie mit Bitterkeit fort:

„Ewig steht sie zwischen Euch und mir! — Ewig! — Und Ihr, arme Märtyrinnen, ihr liebtet das glückliche Kind, das Euch meine Zärtlichkeit raubte! — Blanche — ja — ich bin ihre Mutter — ich muß bei ihr wachen — und ich habe keine Zeit bei Euch zu bleiben!"

Bevor sie sich erhob, berührte sie mit ihren Lippen die feuchte Erde, welche die beiden Gräber deckte.

„Auf Wiedersehen!" sagte sie, „ich kehre morgen zu Euch zurück."

Sie verließ den Friedhof. Während sie den Weg zurückging, den sie gekommen war, peitschte der Wind, der mit jedem Augenblick neue Heftigkeit gewann, ihr Antlitz. Nach einigen Minuten zerriß der Schleier, welcher gewissermaßen ihren Geist umflort hatte. Während der Stunde, die verflossen war, hatte sie wie in einem Traume gehandelt und gesprochen. Jetzt fand sie sich plötzlich der Wirklichkeit gegenüber wieder; der Gedanke an ihre Tochter erfüllte von Neuem ihr Herz.

Sie hatte nicht Alles verloren, da ihr Blanche noch blieb, Blanche, ihr lieber Schatz!

Hätte man sie an die Bitterkeit erinnert, welche eben erst ihre Worte noch hatten, als sie zwischen den beiden Gräbern knieete, so würde Marthe nicht geglaubt haben.

Dem angebeteten Kinde die Liebe vorwerfen, die man an es verschwendete — wäre das nicht eine Sünde gewesen?

Marthe beeilte ihre Schritte.

Es fiel ihr ein, daß der Engel während ihrer Abwesenheit erwacht sein und vergeblich nach ihr gerufen haben könne.

Sie sah sich im Geiste schon in das für einen Augenblick

verlassene Zimmer eintreten und an das kleine Bett eilen, um die Stirn des Engels mit Küssen zu bedecken.

Des Engels, der zufrieden und wieder genesen lächelte.

O! es lag noch Glück in ihrem Unglück!

Die armen gebrochenen Herzen ergehen sich nur in Extremen. Sie kennen keine Regel mehr, weil ihre Kraft gebrochen ist. Man sieht sie von der Verzweiflung zu äußerster Heiterkeit übergehen, und jedes ihrer Gefühle scheint durch ein Fieber gleichsam überreizt.

Das Herz Martha's floß von Wonne über. Blanche war in diesem Augenblick Alles für sie. Alle ihre Fähigkeit zu lieben beschränkte sich auf Blanche.

Dieselbe trauernde Landschaft breitete sich noch immer um sie aus: die Hügelkette versank bald in Nacht, bald trat sie in dem bleichen Lichte eines flüchtigen Mondstrahles wieder hervor; das weite und flache Tiefland, in dessen Mitte sich die fantastischen Gestalten der Weißen Dame erhoben, welche ihr vielleicht von den todten Töchtern hätte erzählen können —

Aber sie sah ja nicht mehr mit denselben Augen. Es schien ihr, daß die Nacht ihren Schritten entgegen lächele. Sie war stark; ihr Gang schwankte nicht. Sie beeilte sich getröstet, weil sie von Ferne an der dunkeln Vorderseite des Schlosses das Licht leuchten sah, welches sie in dem Zimmer ihrer Tochter zurückgelassen hatte . . . .

. . . .

Um dieselbe Stunde kam ein Reiter des Weges von la Gacilly, eine halbe Stunde von Redon.

Dieser Reiter hatte denselben Gedanken, wie die gnädige

Frau, und sein Herz pochte heftig bei der Erinnerung an Blanche, die er wiedersehen sollte.

Es war Vincent von Penhoël, der von Brest kam mit Hilfe der Goldstücke, welche Berry Montalto, der Nabob von Maskate, ihm gegeben hatte.

Vincent hatte dem englischen Capitaine sein Geld zurückgezahlt und ohne Paß, selbst auf die Gefahr hin, der Polizei in die Hände zu fallen, den Weg gen Ille und Vilaine eingeschlagen. Es drängte ihn so sehr, Penhoël wieder zu sehen!

Er trieb sein Pferd an und kümmerte sich so wenig, wie die gnädige Frau, um das drohende Unwetter, während der Sturm bereits die jungen Schüsse des Buschwaldes beugte.

Als er auf die Höhe von Bains gelangte, in denselben Hohlweg, wo wir ehedem Robert und Blaise von der Armee des Houlan Vibandier angehalten sahen, da hörte er vor sich die Tritte eines Pferdes, und einen Augenblick später kam ein Reiter in vollem Galopp an ihm vorüber.

Vincent glaubte undeutlich zu bemerken, daß das Pferd eine doppelte Bürde trug, einen Mann und ein Mädchen.

Diese Sache ging ihn gerade nichts an, und dennoch fühlte er sein Herz beengt.

Ohne sich Rechenschaft zu geben von dem, was er that, rief er den Reiter an und forderte ihn auf, anzuhalten.

Aber dieser war bereits in einer Krümmung des Weges verschwunden Vincent erhielt keine Antwort.

Ein unbesieglicher Instinct ließ ihn sein Pferd wenden; er ritt sogar einige Schritte zurück, und nur der Gedanke, daß der Unbekannte besser beritten sei, als er, vermochte ihn von der Verfolgung abzuhalten.

Er setzte seinen Weg nach Penhoël fort, während sein Haupt sich auf die Brust senkte und ihn eine wehmüthige Ahnung ergriff, die er nicht von sich abzuschütteln vermochte . .

. . . .

Die gnädige Frau war in das Schloß Penhoël zurückgekehrt. Die Corridors waren noch immer verlassen. Sie fand die Thür des Engels doppelt verschlossen, wie sie dieselbe verlassen hatte.

Sie drehte schnell den Schlüssel um und eilte mit ausgebreiteten Händen nach dem Bette, während ein Lächeln auf ihren Lippen schwebte.

Das Bett war leer.

Die gnädige Frau lächelte noch immer.

„Kleiner Bösewicht," sagte sie, „Du hast mich strafen wollen, daß ich Dich allein gelassen habe!"

Sie suchte hinter den Vorhängen der Fenster und der Thüren.

„Blanche!" rief sie, ohne besonders laut zu werden; „wo bist Du?"

Blanche antwortete nicht.

Die gnädige Frau öffnete die Thür des Kabinetts und durchsuchte jeden Winkel.

„Blanche!" rief sie wiederholt mit schon aufgeregterer Stimme; „setze mich nicht länger in Angst, meine Tochter! — Wenn Du wüßtest, wie viel Grund zu Befürchtungen ich habe! — Blanche! — Blanche! — ich bitte Dich —"

Sie zitterte, aber sie lächelte noch immer.

Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus und sank auf ihre Kniee nieder.

Sie hatte das Fenster offen erblickt und die Spitze einer Leiter gesehen, deren letzte Sprossen noch über die Fensterbrüstung hinaus reichten.

Die Brieftasche.

Zwei oder drei Minuten blieb Martha von Penhoël besinnungslos auf den Knieen liegen.

Dieser Schlag traf sie um so härter, als er ein völlig unerwarteter war Bis zu dem letzten Augenblick hatte sie jeden Gedanken an ernstliches Unglück zurückgewiesen.

Was sollte sie befürchten? eine Entführung? Wer konnte den Einfall gehabt haben, das arme Kind zu entführen, welches noch dazu krank und schwach war? War es etwa ein Meuchelmord?

Jetzt, da Martha die Fähigkeit des Denkens wieder erlangte, antwortete ihr Gewissen auf diese Frage: „Die Andern sind gewiß gemeuchelt!"

Aber das Licht stieg langsam in ihrem Geiste auf, und je länger sie nachdachte, desto mehr kehrten Zweifel mit der Hoffnung zurück.

Es war unmöglich! Wer sollte Blanche von Penhoël entführt haben? Martha konnte nur einen einzigen Schuldigen sich denken, und dieser Eine hatte nicht nöthig, die äußersten Mittel anzuwenden. Robert von Blois war ja Herr in dem Schlosse Penhoël, wo seit langer Zeit Jeder seinen Willen auf

das Pünktlichste hatte erfüllen müssen. Man entreißt nicht ein armes Kind seinem Krankenlager, wenn man es wie eine Gefangene bewachen kann und es ohnedieß in seiner Gewalt hat.

Und doch konnte Martha von der Stelle aus, wo sie auf ihre Kniee niedergesunken war, noch die letzten Sprossen der Leiter sehen, welche gegen das Fenster gelehnt war. Gegen diesen so einleuchtenden Beweis ließ sich nichts einwenden; Martha senkte ihr Haupt und nur mechanisch wiederholten ihre Lippen nochmals:

„Blanche! Blanche! — ich bitte Dich, meine Tochter, verstecke Dich nicht länger!"

Es war schon lange Zeit vergangen, seit Martha solcher Gestalt auf den Knieen lag, den Kopf auf die Brust gesenkt hatte und keine Kraft fand, um sich zu erheben. Sie wollte Gott anrufen, aber ihr Gedächtniß versagte ihr in diesem Augenblick die Gebete, welche sie so oft wiederholt hatte. Sie vermochte nur noch ein Wort auszusprechen: „Blanche! — Blanche!"

Als sie zum zwanzigsten Male vielleicht versuchte, sich auf ihre Beine aufzurichten, um wenigstens einen Blick zu dem Fenster hinauszuwerfen, da öffnete sich leise die Thür.

Eine ungemeine Hoffnung erfüllte das Herz der armen Mutter; ihre Seele ging in ihre Augen über, welche sich sehnsuchtsvoll auf die halbgeöffnete Thür richteten.

Es war noch Niemand zu sehen.

„Blanche!" rief die gnädige Frau „O, Du tödtest mich! — Du bist es! nicht wahr, Du bist es?"

Die Thür öffnete sich völlig, aber statt des reizenden Gesichts des Engels, welches Martha zu sehen hoffte, zeigte sich

das finstere Antlitz des Schloßherrn von Penhoël, der in die Thür trat.

Renés graue Haare flogen verwirrt um den Kopf und die Runzeln seiner Stirn schienen noch tiefer geworden. Seine Wangen waren bleich bis auf jene brennend rothen Flecken, welche die Trunkenheit an jedem Abende auf seinen hervortretenden, abgezehrten Backenknochen hervorrief. Seine Augen schweiften unstät umher, waren aber nicht erloschen, wie gewöhnlich, und sein mit Blut unterlaufener Augapfel ließ einen blinden, ziellosen Zorn vermuthen.

Er war trunken.

Mit beiden Händen hielt er sich an den Pfosten der Thür.

„Endlich findet man Sie, gnädige Frau!" sagte er mit schwerer Zunge. „Ich suche Sie nun schon lange! – Auf! folgen Sie mir!"

Die arme Martha versuchte vergebens, zu gehorchen.

Während ihrer Bemühungen, sich aufzurichten, sagte sie:

„Meine Tochter! Mitleid! René! Sag mir, wo meine Tochter ist!"

Penhoëls Brauen zogen sich zusammen. Sein Gesicht war schrecklich anzuschauen.

„Haben Sie mich nicht verstanden?" schrie er, „oder bin ich schon nicht mehr Herr im Hause?"

Martha konnte sich nicht von der Stelle bewegen. René kam mit schweren und wankenden Schritten in das Zimmer. Als er neben Martha gelangt war, beugte er sich, um sie beim Arme zu ergreifen, allein diese Bewegung hätte ihn fast das Gleichgewicht verlieren lassen, so schwer belastete der Branntwein sein Gehirn.

Er fiel indeß nicht, und Martha stieß einen schwachen Wehruf aus, weil Renés rohe Hand ihren Arm wund drückte.

Er erhob sie mit Gewalt und zog sie bis auf den Corridor mit sich fort.

Seit Jahren hatte sich der Herr von Penhoël nicht um seine Frau bekümmert, allein mißhandelt hatte er sie noch nie. Selbst in den Stunden seiner täglichen Trunkenheit hatte er den Schein der Achtung gegen sie bewahrt.

Diese plötzliche Gewaltthätigkeit, deren Grund sich nicht errathen ließ, bewirkte, daß Martha ihre Herzensangst vergaß und erschreckt fragte:

„Was wollen Sie denn von mir, mein Herr? Lassen Sie mich! — lassen Sie mich!"

René antwortete nicht, sondern zwang sie, seinen unsichern Schritten den Corridor entlang zu folgen.

Niemand zeigte sich auf ihrem Wege. Während dieses Abends hätte man meinen sollen, alle Bewohner des Schlosses hätten sich absichtlich verborgen

Man sah nicht Pontalès, noch den Rechtsanwalt, noch Robert, noch Blaise.

René ließ seine Frau über den ganzen Corridor folgen und stieg dann mit ihr die große Treppe des Schlosses hinab. Vor der Thür des Salons blieb er stehen und öffnete dieselbe.

„Treten Sie ein!" sagte er.

Der Salon war nur von einer Lampe erleuchtet, welche in der Mitte zwischen einem leeren Glase und einer leeren Flasche brannte. Hier hatte Penhoël den Abend zugebracht.

Martha that einige Schritte in den Salon und sank dann erschöpft auf einen Stuhl

René bewegte eine Glocke.

„Branntwein!" rief er schon von Ferne dem Bedienten zu, dessen Schritte sich draußen hören ließen.

Der Bediente entfernte sich und kam einen Augenblick später mit einer vollen Flasche Branntwein zurück.

„Pack Dich!" sagte René zu ihm; „und in einer Stunde soll hier mein Abendessen aufgetragen werden."

Die Thür schloß sich wieder. Penhoël war allein mit seiner Frau. Er goß sich ein volles Glas ein und setzte sich neben Martha.

„Sie sind bleich, gnädige Frau," begann er; „ich glaube, daß Sie sich fürchten. — Sie wissen doch, was ich Ihnen zu sagen habe?"

„Im Namen des Himmels, mein Herr," flehete Martha, „was ist aus meiner Tochter geworden?"

Penhoël blickte sie starr an, und in seinen Augen lag ein zurückschreckender Ausdruck.

Nur eine fixe Idee blieb ihm während seiner Trunkenheit, nur der eine Gedanke an seine Wuth und seine Rache.

„Ihre Tochter!" wiederholte er; „was kümmert mich das Kind?"

„Ist sie nicht auch Ihre Tochter, René?" wollte Martha fragen

„Still! — Für eine Stunde bin ich noch hier Herr! — Noch habe ich Zeit, Sie zu richten und zu bestrafen!"

Martha erhob einen erstaunten Blick gegen ihn. Penhoël fuhr fort, indem er zu scherzen schien.

„Ihre Tochter! — Wir werden Ihnen sagen, was aus Ihrer Tochter geworden ist, gnädige Frau!"

Dann fuhr er in einem bittern Tone fort:

„Das Kind, welches man den Engel von Penhoël nennt — die Schande — die Unehre eines ganzen Geschlechts —"

„Mein Herr! — mein Herr!" flehete Martha.

„Still! — jetzt haben wir keine Zeit, von Ihrem Engel zu sprechen, gnädige Frau. — Sie haben noch andere Liebschaften. Und da wir Beide allein sind, so können wir wohl von Familien-Angelegenheiten sprechen!"

Er schob seine Hand in die Tasche seines Jagdrocks und zog eine kleine grüne Brieftasche hervor. Martha vermochte nicht, blässer zu werden, als sie schon war, allein sie erbebte und richtete sich erwartungsvoll auf. Die erste Regung ihres Schreckens war eine so lebhafte, daß sie für einen Augenblick ihre Tochter vergaß.

Penhoël lächelte.

„Wie sie meine Brieftasche betrachten, gnädige Frau!" sagte er; „es ist eine alte Bekanntschaft für Sie? — Ich wette, daß Sie viel Geld gegeben hätten, um sie wieder zu bekommen!"

Er sprach dieses Mal die Wahrheit. Es war dieselbe Brieftasche, welche wir in den Händen Roberts von Blois gesehen haben, als er am Abende des Ludwigstages mit der gnädigen Frau ein Stelldichein hatte. Und ohne Zweifel war diese Brieftasche eine grausame Waffe gegen Martha, weil Robert sie nur zu zeigen nöthig gehabt hatte, um sofort den Widerstand der armen Frau zu besiegen.

Der härteste Mann würde Mitleid gehabt haben, hätte er Martha in diesem Augenblick gesehen. Sie hatte kein genaues Bewußtsein der Leiden mehr, welche auf ihr lasteten, aber sie fühlte ihr Herz brechen. Ihre aufgelösten Haare hingen schwer

und von kaltem Schweiß benetzt von ihrem Kopfe herab. Ihr Antlitz drückte eine so schreckliche Angst aus, daß man hätte meinen sollen, der Augenblick des Todeskampfes sei für sie gekommen.

Penhoël hatte kein Mitleid.

„Ich begreife jetzt," sagte er, „warum Sie mich erst neulich überreden wollten, das Schloß zu verkaufen. Man hatte Sie hiermit bedroht, gnädige Frau! — Hätten Sie nicht Alles gegeben, was sie in der Welt besitzen, um ihr Geheimniß zurückzukaufen?"

„Um meiner Tochter willen!" stammelte Martha. „Aber vor Gott, der uns hört, bin ich unschuldig, René, das schwöre ich Ihnen zu."

Penhoël zuckte die Schultern.

„Sie verstehen es, Gott in das Angesicht zu lügen, wie mir," sagte er, indem er die Brieftasche auf den Tisch legte, um ein Glas Branntwein zu leeren; „das ist nun zwanzig Jahre her, daß Sie lügen — und zwar alle Tage — alle Stunden! — Allein es handelt sich nicht darum. — Ich habe diese Brieftasche ebenfalls sehr theuer bezahlt! — Früher hätte ich, um dieselbe zu bekommen, einen Ackerhof, eine Mühle, einen Wald gegeben — aber wo sind jetzt die Ackerhöfe, welche das Erbtheil Penhoëls bildeten? — Wo sind die schönen Fluren meines Vaters? — wo seine Teiche? — und seine Waldungen? — Ich hatte nichts mehr zu geben — und dennoch mußte ich die Beweise meiner Schande haben!"

Martha faltete ihre Hände.

„Späterhin," fuhr Penhoël fort, indem er seiner Frau mit einer rohen Bewegung Schweigen gebot; „späterhin werde

ich Ihnen sagen, welchen Preis ich für diese Brieftasche gezahlt habe. — Jetzt, da ich sie einmal gekauft, will ich sie genießen! — Wir haben noch eine gute Stunde, um den schönen Brief mit einander zu lesen. — Ha! wir werden uns schön ergötzen, gnädige Frau!"

Penhoëls Stimme wurde laut und heftig, während er diese letzten Worte aussprach. Es war unmöglich, den Ausgang dieses Auftritts abzusehen. Wie alle an den Trunk gewöhnte Männer, behielt Penhoël lange eine Maske der Vernunft und des Ernstes vor; aber hinter dieser lügnerischen Maske barg sich ein wahrhafter Wahnsinn.

Er konnte in einem gewissen Grade denken und sprechen, aber es blieb ihm kein Zügel, und die kalte Laune des Spottes, welche ihn in diesem Augenblick ergriffen hatte, verzögerte nur um Etwas den Ausbruch seines blinden Zorns.

Dabei fuhr er fort zu trinken, und der letzte Schimmer von Verstand, welcher noch sein verwirrtes Gehirn etwas erhellte, mußte bald ebenfalls erlöschen.

Martha war ohne Schutz in diesem Schlosse, welches ein verlassenes zu sein schien. Sie konnte nicht fliehen. Als ihr Blick instinktmäßig um sich her eine Hilfe oder eine Zuflucht suchte, da sah sie nur verschlossene Thüren und hohe getäfelte Wände, an welchen in ihren alterthümlichen Rahmen die Sires von Penhoël hingen.

Das Licht der Lampe war zu schwach, als daß es die strengen Züge derselben zu unterscheiden erlaubt hätte, aber Martha sah hier und da unter den alten Bildern die goldenen Stichblätter der alten Degen. Denn alle diese Penhoël hatten dem

Könige gedient und unter dem Bilde eines Jeden hingen noch seine Kriegswaffen.

Es war nicht der Tod, den Martha fürchtete. Ohne zu großen Schrecken dachte sie daran, daß vielleicht einer dieser Degen in den Händen des wüthenden René sie für ihr eingebildetes Verbrechen strafen würde.

Dieser Gedanke beschäftigte sie jedoch nicht lange. Unter jenen Bildnissen, die sich halb im Dunkel verloren, war auch eins, auf welches das ganze Licht der Lampe fiel

Es war ein sehr junger Mann, mit heiterm und stolzem Angesicht, dessen Blick fest auf Martha gerichtet schien, sogar mit Liebe in diesem Augenblick auf ihr zu ruhen schien.

Dieses Bildniß, welches neben dem des strengblickenden Commandant von Penhoël hing, war das letzte von allen.

Es vergegenwärtigte die Züge des Aeltestgebornen der Familie, jenes Louis, dessen Name so oft schon vorgekommen ist.

Als Martha's Augen auf das edle und schöne Antlitz fielen, konnten sie sich nicht wieder von demselben trennen. Es schien, als erwarte sie einen geheimnißvollen Schutz von dem Bildnisse.

René von Penhoël öffnete die Brieftasche. Seine ungeschickte und zitternde Hand suchte in derselben während einiger Secunden einen Brief. Während er suchte, senkte Martha das Haupt.

Penhoël schickte sich an, zu lesen. Martha erwartete die ersten Worte des Briefes, wie ein Schuldiger die ersten Worte seines Urtheils erwartet, denn die Brieftasche enthielt einen von ihr geschriebenen Brief, welcher in vorurtheilsvollen Augen ihre Verdammung rechtfertigen konnte.

Dieser Brief war ihr von Robert von Blois entwendet.

René hatte endlich gefunden, was er suchte. Martha hörte das Rauschen eines langsam entfalteten Briefes. Sie wagte nicht mehr, die Augen aufzurichten.

„Sehen Sie, das hat Ihnen sehr süße Augenblicke verschafft, gnädige Frau," sagte der Herr von Penhoël; „ich will meinen Antheil an Ihrer Freude haben, und wir wollen den hübschen Brief mit einander lesen."

Er näherte den Brief der Lampe und begann mühvoll zu entziffern:

„Saint Denis, Ile Bourbon, den 5. December 1803.

Mein lieber Bruder —"

Martha regte sich nicht, aber eine leichte Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück, welche eben noch so bleich gewesen waren. Ihre Augen, welche sich lebhaft, aber nur halb emporrichteten, verriethen eine große Ueberraschung.

Offenbar war das nicht der Brief, dessen Vorlesung sie erwartet hatte.

Penhoël achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Mein lieber Bruder,

Wenn dieser Brief zu Dir gelangt, wird unsere Martha ohne Zweifel längst Deine Frau sein. Du wirst glücklich sein, aber wirst, so hoffe ich, stets an den denken, der fern von Dir duldet.

Du bist es, den ich am meisten auf dieser Welt liebe, René, ich weiß nicht, ob ich unserm ehrwürdigen Vater das Opfer gebracht haben würde, welches ich Dir gebracht habe. Unser Vater verließ uns oft, während ich Dich, René, alle Tage sah. Als wir Kinder waren, standen unsere kleinen Betten neben ein-

ander; als wir Jünglige waren, theilten wir Alles mit einander, Freuden, wie Leiden.

Antworte mir recht bald, mein Bruder, denn Entmuthigung ergreift mich; so fern von denen, die ich liebe, kommt es mir vor, als vergäße man mich und stände ich allein in der Welt.

Gib mir Nachricht von meinem Vater und meiner Mutter; melde mir, daß Martha glücklich ist –"

Das war eine harte Arbeit für Penhoëls umschleierte Augen, diese feinen und unsichern Züge zu entziffern.

Als Louis diese Zeilen geschrieben hatte, mußte seine Hand oft gezittert haben.

Martha hörte regungslos zu, indem sie ihren Athem an sich hielt. Der Ausdruck ihrer Züge hatte sich vollkommen geändert. Es schien, als habe ein Traum sie in einen Schlummer eingewiegt. Die Angst, welche kaum erst noch ihre Züge verzog, war einer sanften Wehmuth gewichen.

Penhoël war zu beschäftigt, um das zu bemerken. Er fuhr fort:

„Ich weiß nicht, ob meine Abreise Dich überrascht hat, davon aber bin ich überzeugt, daß sie Dir vielen Kummer verursacht hat: liebtest Du mich nicht eben so sehr, wie ich Dich liebte, mein guter Bruder? Wenn Du mein Geheimniß nicht errathen hast, so muß ich Dir dasselbe bekennen, wie ich stets Dir bekannt habe, was ich auf dem Herzen hatte. Es wird Dich betrüben, René, aber ich bin allein und dulde. Laß mich Dir mein ganzes Unglück bekennen.

Und dann wird sich unser ehrwürdiger Vater betrüben, mich nicht mehr zu sehen. Er wird den Sohn des Undanks ankla-

gen, in welchem er die Stütze seines Alters sah. René, Du wirst mich bei ihm entschuldigen. Du wirst ihm sagen, daß nie meine Liebe und meine Ehrfurcht größer waren; Du wirst ihm Alles sagen, was Dein Herz Dir eingeben wird, mein Bruder, denn mein Geheimniß darfst Du nur kennen, Du allein —

Und unsere Mutter! Ach, mir sinkt der Muth, wenn ich an das denke, was ich verloren habe.

Bisweilen schwebe ich in Gedanken über die weite See hinaus, die so endlos für den Schiffenden ist; ich komme nach Penhoël; ich sehe Euch Alle wieder; die weißen Haare meines Vaters, meine Mutter, die auf den Klang meiner Stimme herbei eilt, Dich, René, wie Du vor Freude springst, und Martha, deren große blaue Augen nicht wissen, ob sie weinen oder lachen sollen." —

Zwei Thränen flossen über die Wangen der gnädigen Frau.

Der Athem des Herrn von Penhoël wurde beengt. Man konnte nicht entscheiden, ob es noch immer der Zorn, oder ob es eine neue Leidenschaft war, die so drückend auf seiner Brust lag.

„Das Glück! — das Glück!" fuhr er dann in seiner Lesung fort; „ach! und wenn ich dann aus meinem süßen Traume erwache und sehe meine Einsamkeit, erkenne mich als einen Verfluchten! —

Ich zähle noch nicht zwei und zwanzig Jahre. Mein Leben wird vielleicht noch lange dauern! Was werde ich in dieser Welt beginnen? Ich habe keine Familie mehr; meine Zukunft ist ohne Ziel und meine Vergangenheit nur eine bittere Reue.

Mein Gott! hatte ich auch meine Kräfte erwogen, als ich das Opfer brachte!

Ich bereue es nicht, mein Bruder; ich sah Dich hinsiechen und ganz umgewandelt, während Deine Jugend vorher so schön gewesen war; ich suchte Dein Leiden zu errathen, da sagtest Du zu mir, während das Fieber Dich an Dein Lager fesselte: „Ich werde sterben, weil ich sie liebe“

Gott zeigte mir meine Pflicht.

Du erriethst mich, nicht wahr? — Ich sehe Dich vor mir, René; Du hast Thränen in den Augen und sagst: „Der arme Bruder! er liebte sie ebenfalls!“ “

René unterbrach seine Lesung in der That, aber nur, um ein volles Glas Branntwein hinabzugießen. Er suchte sich absichtlich zu betäuben, und um seinen Mund spielte wieder ein spötiisches Lächeln.

Ein Schauder lag dagegen in dem furchtsamen Blicke, welchen Martha auf ihn warf

„Der arme Bruder! er liebte sie ebenfalls!“ wiederholte Penhoël in dem Tone eines Kindes, welches lesen lernt.

„Denn,“ lautete es weiter in dem Briefe, „wenn ich Dir bei meiner Abreise sagte, daß ich sie nicht liebte, so habe ich Dich getäuscht, mein Bruder.

Ich liebte sie — ich liebte sie, ich liebe sie noch, ich werde sie ewig lieben!

Und deßhalb wird mein Exil so lange dauern, wie mein Leben. Ich werde Frankreich nie wiedersehen. Unser Vater und unsere Mutter werden sterben, ohne mir ihren Segen zu geben. — Bete für mich, René, denn ich habe Dir mein ganzes Glück geopfert.“

Ein Seufzer hob Martha's Brust.

„Still!“ gebot der Herr von Penhoël, ohne seine Augen

von dem Briefe abzuwenden. „Alle diese Redensarten haben ihn nicht gehindert, seinen Bruder zu hintergehen, gnädige Frau! — Er lügt in diesem Briefe, wie er sein ganzes Leben hindurch gelogen hat."

„Er hat nie gelogen!" sagte Martha.

„Still!" gebot abermals René; „seien Sie doch damit zufrieden, daß Sie den Beweis erhalten, wie heiß Sie geliebt werden! — Wir haben erst zehn Minuten gebraucht, und ich muß während einer ganzen Stunde geduldig sein! — Weinen Sie, gnädige Frau, aber weinen Sie ganz leise, während Sie sich an den edeln Mann erinnern, der seinen Bruder zu dem elendesten aller Männer gemacht hat!"

„Ich werde nicht wiederkehren," fuhr der Brief fort, „weil ich meine eigene Schwäche fürchte. Vielleicht besitze ich nicht genug Kraft, um den Anblick Deines Glücks zu ertragen, denn Du bist glücklich und machst auch sie glücklich, nicht wahr, René?

O, wenn ich dereinst erfahren sollte, daß das Opfer, welches ich gebracht, für sie ein unheilvolles gewesen wäre! — wenn ich erfahren sollte —

Aber nein, das ist unmöglich! Ich will nicht einmal an so etwas denken; Du bist edel und gut, René; was aber sie betrifft, so war sie ein Kind; Du wirst ihr Herz gelehrig gefunden haben, wirst sie leicht dahin vermocht haben, Dich zu lieben.

Da ich nicht darauf rechne, Frankreich wiederzusehen und in keiner Hinsicht des Vermögens bedarf, welches mir als mein Erbtheil zufallen wird, so lege ich mein Erbe in Deine Hände, indem ich Dir auftrage, es unversehrt, ohne etwas davon zu

entfernen oder zu veräußern, den Kindern zu erhalten, welche Martha Dir schenken wird.

Im Fall, daß ich sterben sollte, will und verlange ich, daß dieser Theil meines Briefes als mein letzter Wille betrachtet werde.

Und nun, leb wohl, mein Bruder. Sag Martha, daß ich sie wie eine Schwester liebe, damit sie wenigstens meinen Namen hört. Sprich in meinem Namen mit meinem Vater und meiner Mutter, vor allen Dingen aber schreib mir bald, denn mein einziger Trost ist meine Liebe zu Dir und der Gedanke, daß auch Du mich liebst. Dein Bruder,

Louis von Penhoël."

Martha hatte das Haupt gesenkt und ihre Thränen flossen auf ihre gefalteten Hände.

René blickte sie mit einem grausamen Lächeln an.

„Das ist ein langer Brief, allein wir haben hier noch längere," sagte er, indem er auf die Brieftasche schlug. „Ich habe Ihnen denselben vollständig vorgelesen, weil man so verfahren muß, wenn man Richter ist, gnädige Frau. Dennoch weiß ich, daß Sie den Brief früher gelesen haben, als ich."

Martha's Schmerz war mit einer gewissen Freude gepaart. Jedes Wort der Liebe, welches in dem Briefe enthalten war, hatte in ihrem Herzen eine Stätte gefunden.

Bei den letzten Worten ihres Mannes erhob sie ihr Haupt und fragte ihn mit einem Blicke.

„Ich begreife Sie nicht," sagte sie.

René zeigte mit dem Finger auf den noch nicht wieder zusammengelegten Brief.

„Es sind viele Thränen auf diesen Brief gefallen!" sagte

er. „Ich weiß jedoch die meines edelmüthigen Bruders von den Ihrigen nicht zu unterscheiden."

„Mein Herr," antwortete Martha, „Sie hatten mir noch nie gesagt, daß Louis von Penhoël seit seiner Abreise an Sie geschrieben habe."

„Sie hatten es wahrscheinlich errathen?"

„Es ist das erste Mal, daß ich von diesem Briefe sprechen höre, mein Herr."

Die Betonung, welche Martha auf ihre Worte legte, war eine so einfache und wahre, daß der Herr von Penhoël selbst für einen Augenblick einen Zweifel fühlte. Das Blut stieg ihm heftig zu Kopfe, als er daran dachte, selbst seiner Frau den Brief vor die Augen gehalten zu haben, welcher so viele Erinnerungen bei ihr erwecken mußte; allein das war nur ein schnell vorübergehender Gedanke Er war auf Alles vorbereitet.

„Narr, der ich bin!" rief er mit seinem spottvollen Gelächter aus; „ich sehe mich stets wieder auf dem Punkte, Ihnen zu glauben. — Ich vergesse immer, daß Sie fast ebenso einfach und rein sind, wie er edelmüthig und ergeben ist."

„Ich versichere auf meine Ehre —" begann Martha.

„Auf Ehre!" wiederholte Penhoël in einem rohen und beleidigenden Tone; „ich sage Ihnen, gnädige Frau, daß ich Alles weiß! — Geben Sie sich keine Mühe, sich zu verstellen. — Dieser Brief lag in meinem Secretair; er verschwand vor etwa achtzehn Monaten. — Sie hatten ihn mir gestohlen."

„Im Namen des Himmels, glauben Sie mir, René!"

„Wozu nützen die Lügen? — Der Mann, welcher mir heute Abend die Brieftasche übergeben hat, hatte den Brief aus ihrem Zimmer mitgenommen, zu welchem er ohne Zweifel Zutritt hatte."

„O!" rief Martha aus, welche dieses Uebermaß der Beleidigung nicht erwartet hatte.

Penhoël lachte, weil er sah, daß seine Beleidigung in das Herz getroffen hatte. Nichts Grausameres giebt es, als einen kleinen Geist, wenn er ein Opfer findet, gegen welches er ungestraft seine Schläge richten kann.

„Meinen sie denn, daß man blind sei?" fragte er. „Seit Monaten habe ich bemerkt, wie eifrig Robert um Sie bemüht ist. — Er ist ein kühner Schuft, der den Vater zu Grunde gerichtet, die Mutter entehrt, die Tochter verführt hat, — aber solche Männer werden gerade von dem weiblichen Geschlecht angebetet!"

„Meine Tochter!" schrie Martha auf, als wäre sie mit einem Male erwacht. „Sie wollten mir sagen, wo meine Toch-Tochter sei!"

„Jedes Ding hat seine Zeit, gnädige Frau, und ich verspreche es Ihnen nochmals — aber Geduld! Wir sind mit unsern Briefen noch nicht zu Ende."

Er zog einen zweiten Brief oder vielmehr ein kleines Packet zusammengelegter Blätter aus seiner Brieftasche.

„Es sollte mich nicht wundern," sagte er, indem er das Päckchen öffnete, „wenn Sie auch Ihre eigne Handschrift ableugneten und mir sagten, daß Sie dieses hier nicht kennten."

Bei dem Anblick der Blätter hatte Martha ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckt.

„O!" sagte sie leise, „ich erkenne es an — das ist mein einziges Verbrechen! — Mag Gott mich strafen, wenn ich schuldig bin!"

Der Degen Penhoëls.

Der Roman verfehlt sein Ziel, sagt man, wenn er sich bis in die Regionen der höhern Philosophie eindrängen will; er sündigt noch schwerer, wenn er sich auf die unmöglichen Pfade der socialen Wissenschaft verirrt, oder wenn er einen Gränzstein besteigt und hinauspredigt auf die große Straße der Staatsökonomie, die da gepflastert ist mit Gemeinplätzen und empfindsamen Albernheiten.

Armer Roman! Spielt er nicht bei dem souverainen Publikum die Rolle eines Hanswurst und eines Sklaven! Fällt es ihm zufällig ein, belehren zu wollen, so muß er höchst demüthig auftreten und seine Lehre in Zuckerpapier einhüllen, denn man würde ihm sonst Schweigen gebieten.

Kaum hat er das bescheidene Recht, hier und da ein kleines Stückchen Wirklichkeit inmitten seiner Dichtung zu zeigen; kaum erlaubt man ihm, ein schüchternes Beispiel einfließen zu lassen, vorausgesetzt, daß er sich dabei aller Reflexionen und aller Theorien enthalte.

Der Roman ist wesentlich frivoler Natur. Es müßte ganz entgegengesetzter Natur sein, wollte er sich vortheilhaft in den steifen Mantel des Pedantismus kleiden

Ach! und doch möchte die Feder bisweilen ausruhen. Nicht

Jeder besitzt die prachtvolle Analyse eines Balzac, oder die mächtige Erfindungsgabe eines Soulié. Auch der am wenigsten träge Geist würde bisweilen mit Freuden bei einer guten kleinen Dissertation einschlafen. Der Katheder des Professors enthält stets auch einen bequemen Lehnstuhl.

Aber der Roman muß vorwärts schreiten und darf sich nicht setzen.

Als dieser strenge Grundsatz uns das Wort abschnitt, wollten wir eben unser neues Capitel mit irgend einer dogmatischen Phrase beginnen und in Beziehung auf den Herrn von Penhoël etwa sagen: die moralische Schwäche vermag den Menschen schneller in den Abgrund des Bösen hinabzuziehen, als selbst die Bosheit des Herzens —

Nehmen wir an, wir hätten das und Aehnliches gesagt.

Seit langer Zeit schon war Penhoël eifersüchtig. Wir haben gesehen, wie er schon zu den Zeiten seines ruhigen Glücks von einem entfernten Verdacht gequält wurde. Seit jener Zeit war gleichsam eine gespenstige Erscheinung zwischen ihn und Blanche getreten. Er betete sein Kind an, aber hinter dieser Liebe ahnte man ein finsteres Mißtrauen.

Und doch verehrte der Herr von Penhoël seine Frau noch, wie eine Heilige.

Man kann übrigens nicht sagen, daß seine Eifersucht durchaus unbegründet gewesen wäre. Nach dem Briefe, welchen wir im vorigen Capitel kennen lernten, vermögen wir schon einen Theil der innern Geschichte des Hauses Penhoël zu errathen. Die Umstände, welche die Verheirathung Martha's und Renés begleiteten, waren ebenfalls von der Art, daß sie stets einen Zweifel in dem Herzen des Letztern zurückließen.

Als die Söhne des Commandant von Penhoël noch Beide Kinder waren, da vermochte man schon die Rollen zu ahnen, welche sie später spielen würden. Louis war der stärkere, der verständigere; daher gab er stets nach und blieb das Opfer seiner Ueberlegenheit. Man liebte ihn mehr; man achtete ihn höher; aber sein Edelmuth überließ René den größten Theil der Geschenke und Liebkosungen

René benutzte und mißbrauchte diese Lage. Sein Charakter war einmal von solcher Beschaffenheit. Zwanzig Jahre lang hatte eine aufrichtige Freundschaft zwischen den beiden Brüdern bestanden; aber Louis war stets der Theil, welcher Opfer brachte.

Und es ging hier, wie stets. Die Freundschaft des Stärkern gegen den Schwächern wuchs durch diese Opfer. Während René lernte, stets von seinem Bruder anzunehmen, gewöhnte sich Louis, mehr und mehr sich selbst zu vergessen, so daß der Egoismus des Einen in demselben Grade wuchs, wie die Selbstverleugnung des andern.

Da erschien der Tag, an welchem die beiden Brüder fanden, daß Sie dasselbe Mädchen liebten. Es war ein schönes junges Mädchen mit liebendem und sanftem Herzen, mit einer großen Seele, einem anmuthigen Geiste, ein Mädchen, wie man es nur zur Gattin wünschen kann, und das die schönsten Träume der Erstlingsliebe verwirklichte.

Louis hatte auch hier den Vorrang, wie überall Zwischen ihm und seinem Bruder konnte Martha nicht unschlüssig sein: er war es, der geliebt wurde.

Man konnte unmöglich annehmen, daß René diese Liebe nicht geahnt habe. Und doch spielte er den Unwissenden.

Seine Leidenschaft war eine lebhafte und tiefe. Gerade sein Bruder war es, den er zu seinem Vertrauten wählte. Louis wußte selbst nicht, wen er mehr liebte, ob René oder Martha. Einen Augenblick schwankte er, denn es fand zwischen ihm und dem jungen Mädchen ein geheimnißvolles Band statt, das wir bisher verschwiegen.

Sein Herz blutete. Während einer schlaflosen Nacht weinte er die bittersten Thränen. Am folgenden Morgen trat er vor Tagesanbruch in das Schlafzimmer seines Vaters und seiner Mutter und küßte Beide, während sie schliefen.

Er sollte sie in diesem Leben nicht wiedersehen.

Er verließ das Schloß, ohne Martha ein Lebewohl gesagt zu haben, nachdem er seinen Bruder noch ein Mal an sein Herz gedrückt hatte.

Louis von Penhoël war einundzwanzig Jahre alt, als er das that. Er that es nach einer im Fieber verbrachten Nacht und in einem Augenblick, in welchem seine Freundschaft zu René bis zur Begeisterung gesteigert war.

Mit Ruhe betrachtet, beging Louis von Penhoël, trotz dem Heroismus des letzten von ihm dargebrachten Opfers, einen schweren Fehler, denn er hatte nicht mehr das Recht, Martha zu verlassen, die ihm bereits angehörte.

Aber er hatte René leichenblaß und mit Thränen in den Augen gesehen. René hatte zu ihm gesagt: „Das wird mein Tod sein!" Da war er denn dem Antriebe seines edeln Herzens gefolgt und hatte in dem ersten Augenblick eine Art schmerzvoller Freude über dieses höchste Opfer empfunden.

Was Martha betraf, so war sie damals ein Kind von sechszehn Jahren. Das Band, welches sie an ihn knüpfte, würde

in jedem andern Falle für ihn ein ernstliches und selbst unlösliches gewesen sein. Allein dieses Band entsprang aus einem wunderlichen Abenteuer und mußte, nach Louis' Meinung, für das junge Mädchen selbst ein Geheimniß sein.

In dieser Hinsicht täuschte sich Louis.

Er dachte, Martha würde ihn vergessen. In dem Alter, in welchem sie damals stand, könnten die Eindrücke noch keine dauerhaften sein. René von Penhoël war ein schöner junger Mann und hatte ein gutes Herz. Auf die Dauer mußte sich Martha der Liebe gegen ihn nicht erwehren können.

In dieser Hinsicht täuschte sich Louis abermals.

Am Tage nach seiner Abreise, vielleicht noch an dem Tage seiner Abreise selbst, als sein Fieber vorüber war, änderte er ohne Zweifel seine Ansicht. Seine Handlung erschien ihm als das, was sie wirklich war: hochherzig auf der einen Seite, verdammenswerth auf der andern. Konnte er aber den gethanen Schritt zurücknehmen?

Die Tage verflossen und die Bitterkeit seiner Reue steigerte sich immer mehr, anstatt sich zu mindern. Er fühlte eine Gewissenspein, weil er sich nicht allein geopfert hatte. Ein unheilbarer und tiefer Schmerz ergriff ihn, weil er seine Liebe zunehmen fühlte, weil er begriff, daß sein Unglück ein derartiges sei, das nie ende.

Er hatte seine Kräfte nicht gemessen; er wußte selbst nicht, bis zu welchem Grade er liebte

Wir werden sogleich vernehmen, wie Martha's Widerstand besiegt wurde, und auf welche Weise René ihr Gatte ward.

Ihr Widerstand war ein heftiger und hartnäckiger gewesen. Als der Herr von Penhoël schon verheirathet war, erinnerte er

sich noch daran. Die lange andauernden Weigerungen des jungen Mädchens, in Verbindung gesetzt mit der wahrscheinlichen Liebe, welche sie gegen den Abwesenden gefühlt hatte, ließen in dem Innersten von Renés Herzen eine untilgbare Unruhe zurück.

Drei Jahre waren indeß verflossen. Die Verbindung Martha's und Renés, die anfangs eine unfruchtbare gewesen war, verhieß einen Erben des Namens Penhoël. Der Commandant und seine Frau waren gestorben.

Eines Abends kehrte René von einer Jagd nach dem Schlosse zurück. Es war zu Anfang des Winters und wurde schon Nacht, obgleich es kaum vier Uhr war.

Als René den Fußpfad hinanstieg, welcher von der Fähre im Port-Corbeau nach dem Schlosse führt, hörte er Schritte vor sich im Dunkel.

Er beeilte seine Schritte, indem er glaubte, daß es ein Gast sei, der noch nach Penhoël komme.

Es war in der That ein Gast, aber die Thür des Schlosses, welche gewöhnlich für Jeden offen stand, mußte vor ihm verschlossen bleiben.

Der Fremde blieb unter der alten Mauer stehen, und René vermochte ihn nun zu erreichen. Er erkannte in ihm den Aeltestgebornen von Penhoël.

René allein hätte zu erzählen vermocht, was damals zwischen ihm und seinem Bruder vorging. Nach einer halben Stunde etwa stieg Louis den Pfad wieder hinab, welcher nach der Fähre im Port-Corbeau führte.

Sein Haupt war auf die Brust gesenkt.

Bevor er über das Wasser setzte, warf er einen letzten Blick

nach dem Schlosse seines Vaters zurück und bedeckte dann sein Antlitz mit beiden Händen.

Martha's Name ging von seinen Lippen.

Er rief Benoit Haligan, der ihn nicht wieder erkannte, vielleicht weil der hohe Kragen seines Reisemantels bis unter den Rand seines Hutes reichte.

Louis hatte einen Weg von fast hundert Meilen zurückgelegt, um seinen Bruder zu besuchen. Er kehrte nun über das Meer zurück und man sah ihn seitdem nicht wieder.

Martha gab dem Engel von Penhoël das Leben.

Wenn René seine Tochter anblickte, so stieg manchmal der Argwohn in ihm auf, daß Louis mehr als eine Nacht in der Nähe des Schlosses gewesen sein möchte.

Allein er schämte sich vor sich selbst, wenn dieser Argwohn in ihm aufstieg, und seine thörichte Furcht wurde völlig beruhigt, wenn er die heitere und reine Schönheit seiner Gattin betrachtete.

So standen die Dinge bis zu jenem stürmischen Abende, welcher Herrn von Blois, seinen Bedienten Blaise und Lola auf das Schloß brachte.

Das war der Untergang und der Fluch Penhoëls. Robert erschlich sich das Vertrauen des Schloßherrn und beherrschte bald nach seinem Belieben diesen Geist, der zu schwach war, als daß er ihm zu widerstehen vermocht hätte. Robert war ein gewandter Mann und verstand es vorzugsweise, hinter die am tiefsten bewahrten Geheimnisse in der kürzesten Zeit zu kommen. Sobald er Penhoëls Eifersucht errathen hatte, und das war schon am ersten Abende der Fall, war er auch Penhoëls Herr und Meister.

Seine mit Meisterhand entworfenen Maßregeln verdienten in der That den Sieg. Er hatte sich ruhig in dem Schlosse niedergelassen, weil er einestheils die gnädige Frau beherrschte, zu deren Vertrauten er sich mit Gewalt gemacht hatte, und anderntheils auch den Schloßherrn, den er zuerst durch sein Geheimniß, dann durch Lola und bald auch noch durch des Mikrocephalus krumme Hand in seiner Gewalt hielt.

Niemand war fähig, ihm zu widerstehen.

Penhoël versuchte das nicht einmal. Er folgte von vornherein dem Instinkt seiner Schwäche, indem er als Ruhekissen die Laster benutzte, welche einschläfern und berauschen. In langen Zwischenräumen erwachte er noch; allein Robert wußte diese seltenen Blitze des Verstandes und des Willens zu Gunsten seiner geschickten Intrigue zu benutzen. Ungeachtet seiner Liebe zu Lola, blieb René in Folge eines sehr gewöhnlichen Widerspruchs, eifersüchtig auf seine Frau. Von dieser Seite aus griff ihn Robert stets an.

Robert ließ halbe Worte fallen und auf geschickte Weise noch mehr errathen. Der Schloßherr war überzeugt, daß Robert die Beweise seines Unglücks in seinen Händen habe.

Ein Rest von Achtung, den er nicht von sich schütteln konnte, und das Bewußtsein des eigenen schuldbedeckten Benehmens, ließ ihn eine gewisse äußere Höflichkeit gegen Martha beobachten; aber im Innersten seines Herzens wohnte ein alter Groll, und sein persönliches Unrecht, weit entfernt das Gegengewicht des Kummers zu halten, welchen er zu haben glaubte, vergiftete denselben nur noch mehr.

Ungeachtet aller dieser Ursachen zur Grausamkeit, müssen wir doch, um Penhoëls kalte Barbarei seiner Gattin gegenüber

zu erklären, immer wieder auf die ursprüngliche Schwäche seines Charakters zurückkehren. Diese Wesen, welche einen „guten Grund" haben, wie man in der Sprache des gemeinen Lebens sagt, gelangen unter gewissen Umständen zu einem Uebermaß unglaublicher Grausamkeit. Wenn man nicht den Lauf ihres Daseins stört, so erreichen sie ihren letzten Tag, ohne eine Fliege getödtet zu haben; treten aber störende Ereignisse ein, etwa ein Kampf, für welchen ihnen der Muth mangelt, oder eine Niederlage, der gegenüber sie sich ohne Kraft fühlen, dann sieht man sie feige dem siegenden Feinde den Rücken kehren und in ihrer Nähe irgend ein Schlachtopfer suchen, gegen welches sie ihre ohnmächtige Wuth entladen können.

Und dann, kein Mitleid! was sie erlitten haben, das wollen sie hundertfach zurückgeben; mit Feuer ergreifen sie das Handwerk eines Henkers; sie fühlen Wonne ob der beigebrachten Martern und trösten sich damit, daß sie zu dem Schlachtopfer sagen: „Du bist die Ursache von Allem, was mir widerfährt!"

Genau so war die Lage René's gegenüber seiner Gattin.

Diese blieb in jenem Zustande nervöser Erschlaffung, welcher zu starken Aufregungen folgt. Der gnädige Gott hat Gränzen gesetzt, über welche hinaus sich der menschliche Schmerz nicht mehr steigert, sondern betäubt zu werden scheint. Wenn es sich um körperliche Schmerzen handelt, so fällt der Kranke in Bewußtlosigkeit; wenn um moralische Leiden, so schlummert die die Seele gleichsam ein und verliert gleichfalls das Bewußtsein.

Niedergeschlagen und gebrochen, dachte Martha an Nichts mehr. Die wiederholten Schläge hatten sie gewissermaßen zu Boden geschmettert und vernichtet

Jeder Schlummer hat seine Träume. Die Gedanken, welche

Martha noch übrig geblieben waren, richteten sich nach der Vergangenheit. Ein wirrer Traum versetzte sie in die Tage ihrer Jugend zurück.

Nach so vielen verflossenen Jahren brachte ihr der Zufall, freilich sehr spät, einen Balsam für die erste Wunde, welche man ihrem Herzen geschlagen hatte.

Bis dahin hatte sie geglaubt, daß Louis sie verlassen habe, um in der Welt sein Glück zu versuchen. Sie hatte nie Nachricht von ihm erhalten. Alle, die sie umgaben, nur Einen ausgenommen, hatten sich von Anfang her die Aufgabe gestellt, ihr jede Hoffnung zu nehmen.

Bis auf den guten Oheim Jean hatte sich die ganze Familie vereinigt, um sie zu der Verehelichung mit René von Penhoël zu drängen.

Während der ersten Monate hatte Martha unerschütterlich gehofft, alles dessen ungeachtet, was um sie her gesprochen wurde. Louis war die Rechtschaffenheit selbst, und Martha wußte, daß er mit seinem Ehrenworte seine Rückkehr verbürgt hatte. Um ihr jede Hoffnung zu nehmen, bedurfte es der Lüge und der unermüdlichen Bedrängung.

Martha war des Kampfes müde; sie hatte endlich nachgegeben, aber sich nie ergeben.

Es gibt Gefängnisse, deren eisenvergitterte Fenster nach dem freien Felde oder nach schönen Blumengärten gehen. Martha, gefesselt an ihr niederdrückendes Elend, sah plötzlich den Horizont sich erhellen und öffnen.

Das so große, so vollständige Glück, zu lieben und geliebt zu werden, hatte Martha gehabt; aber man hatte es ihr verhehlt.

Louis hatte sie nicht treulos verlassen. Der Brief war im Jahre 1803 geschrieben, nachdem er schon ein volles Jahr abwesend gewesen war, und Louis' Liebe schien in der Ferne noch gesteigert zu sein.

Wie viel Glück hatte sie verloren und dagegen nur kaltes, langes, unversöhnliches Unglück geerntet!

Martha vergegenwärtigte sich diese Gedanken nicht vollkommen; sie blieb auf halbem Wege bei dem Gedanken an das Glück stehen und ihr erschütterter Verstand verlor sich in irgend einem süßen Traume.

Man sah, ungeachtet sie ihr Angesicht mit beiden Händen bedeckte, daß sie lächelte

Die Drohung hatte keinen Einfluß mehr auf sie und die rohen Worte des Herrn von Penhoël verhallten gleich leeren Klängen in ihren unaufmerksamen Ohren.

Sie hatte eine Ruhe von einigen Secunden vielleicht; aber inmitten einer endlosen Wüste gewährt der Schatten einer Oase unnennbare Reize.

René setzte zu seinem Vergnügen die Rolle eines Henkers fort; er glaubte die Thränen hinter Martha's Händen zu errathen, und das gefiel ihm.

„Dieses Mal leugnen sie nicht, gnädige Frau!" sagte er, indem er die Blätter des zweiten Briefes durchsah; „sind Sie des Lügens schon müde? — Ich erwartete mehr Hartnäckigkeit von Ihnen, auf Ehre! — Erweisen Sie mir die Gefälligkeit und hören Sie zu. — Wir sind mit den Ergötzlichkeiten dieses Abends noch nicht zu Ende — und was wir noch zu lesen haben, ist weit anziehender, als das bereits Gelesene."

Martha antwortete nicht. Penhoël erheuchelte vergebens

einen ruhigen Spott; sein Rausch nahm zu, ohne daß er selbst es gewahrte; seine Zunge stammelte, war dick und schwer. In manchen Augenblicken leuchteten jedoch seine Augen plötzlich auf, um glühende Blitze zu schießen.

„Dieses hier ist in anderer Weise geschrieben," fuhr er fort; „wir haben weder Datum, noch Unterschrift — man hat daran mehrere Tage geschrieben und viele Thränen dabei vergossen. — Es ist ein merkwürdiges Schriftstück. — Geben Sie Acht! ich fange jetzt an:

„Zum zwanzigsten Male ergreife ich die Feder, nachdem ich zwanzig Mal meinen Brief zerrissen habe. Wie sollte ich Ihnen ausdrücken, was mein Herz fühlt? Wie Ihnen erzählen, was vorgegangen ist? Wie sollte ich Ihnen sagen, daß ich immer auf Sie hoffe, obgleich ich die Frau eines Andern bin?"

„Das ist kein Grund —" unterbrach René die Lesung. „Haben Sie die Güte, zuzuhören, gnädige Frau?"

Martha antwortete mit einem stummen Kopfnicken.

Diese höflichen Formen, welche Penhoël von Zeit zu Zeit anwandte, um seinen Sarkasmus noch beißender zu machen, verfehlten aus zwiefachem Grunde ihr Ziel. Einmal trafen diese Schläge auf einen verstorbenen und fast gefühllosen Körper; dann aber verlor auch der Spott seine Schärfe, indem er von einem Trunkenen ausging. Die Worte, welche ironische sein sollten, fielen schwer und roh aus seinem Munde, gleich den Schimpfreden, welche ein trunkener Knecht ausstößt.

„— Denn ich bin verheirathet —" fuhr er fort; „ich widerstand, so lange ich konnte — so lange noch ein Strahl der Hoffnung mir leuchtete!

Aber sie waren Alle gegen mich — Ihr Vater und Ihre

Mutter. Sie sagten zu mir, dem armen Mädchen, das seit meiner Kindheit in das Schloß aufgenommen war und von ihren Wohlthaten lebte: Bist Du nur darum in unser Haus aufgenommen, daß unsere beiden Söhne unglücklich werden, daß wir sie beide verlieren sollen? — Louis ist um Deinetwillen in die Welt hineingegangen — und René wird aus Liebe zu Dir sterben!

Mein Gott! das war nicht übertrieben! Wenn Sie René gesehen hätten, wie er verändert war! Ganze Wochen blieb er allein auf seinem Zimmer; er wollte nicht mehr an der Familientafel essen! Er sprach von einem Selbstmorde. Der Commandant und die gnädige Frau, welche mir eine Mutter war, sagten mit Thränen in den Augen zu mir: O! Martha! Martha! sein Leben liegt in Deinen Händen. Habe Mitleid, im Namen des Himmels, und erhalte uns unser letztes Kind!

Hätte es weiter nichts bedurft, als mein Blut, um ihn zu retten! — Aber ich konnte nicht! — Sie wissen wohl, warum ich nicht konnte!"

Die Lippen René's grinsten ein Lächeln.

„O ja!" sagte er, „mein edelmüthiger Bruder wußte das, gnädige Frau! — Und als er drei Jahre später zurückkehrte, hat er Ihnen ohne Zweifel die Absolution für ihr Verbrechen gegeben!"

„Zurückkehrte?" wiederholte Martha erstaunt.

René schulterte sich.

„Sie sagten mir ferner," fuhr er mit seiner Lesung fort, „daß Sie das Schloß verlassen hätten, um dem Anblick meiner Thränen zu entfliehen; und da ich ihnen nicht glaubte, sagten sie mir sogar ein Mal, Sie wären todt.

Sieben Monate lang war Alles vergebens. Louis, meine Feder weigert sich, den Beweggrund meines Widerstandes niederzuschreiben. Hätte ich auch an die Nachricht von Ihrem Tode geglaubt, so würde ich mich dennoch in jener Zeit nicht haben verheirathen können.

Ich täusche mich übrigens, wenn ich sage, daß Alle gegen mich gewesen wären. Ihr Oheim Jean und seine Gattin, die nun leider! nicht mehr ist, unterstützten mich und ermuthigten mich, Sie zu erwarten. Ohne sie hätte ich vor Schmerz und Scham sterben müssen."

René unterbrach sich hier wieder.

„Ich habe das lange nicht glauben wollen," sagte er; „unser trefflicher Oheim Jean täuschte mich, während er das Gnadenbrot von mir erhielt. — Die Reihe wird auch an ihn kommen und ich werde ihn würdig belohnen."

Bevor er weiter fortfuhr, drehte er den Kopf der Lampe, deren schon zu lang hervorgehendes Docht eine flackernde und qualmende Flamme nährte.

„Man sieht nicht mehr!" brummte er.

Es war das Blut, welches seine Augen verdüsterte.

„— Wenn je dieser Brief in Ihre Hände kommt," fuhr er fort, indem seine Anstrengung beim Lesen immer größer wurde, „dann beten Sie für die Gemahlin Jeans von Penhoël, die mehr für mich gethan hat, als meine eigene Mutter! Und wenn Sie je Frankreich wiedersehen, so belohnen Sie Ihren Oheim Jean von Penhoël durch Wohlthaten für die Güte, mit der er mich überschüttet hat.

Er ist es, der mich tröstet und das Innerste meines Herzens kennt; mit ihm allein kann ich von Ihnen sprechen."

„O!" sagte René, indem er den Schweiß von seiner Stirn trocknete, „das ist langweilig, gnädige Frau, und ich finde immer das noch nicht, was ich suche! – Und doch weiß ich gewiß, daß ich es gelesen habe unter Ihren verliebten Jeremiaden. – Es ist wahr, daß ein anderes helleres Auge mich auf Seite und Zeile aufmerksam machte! – Daß der Teufel die Lampe hole: vergebens schraube ich das Docht heraus, – man sieht gar nichts mehr!"

Er trank ein großes Glas Schnaps, damit seine Augen heller würden.

„Nun!" fuhr er fort, „wir wollen gleich zwei oder drei Seiten voll Thränen und Seufzer überspringen. – Es bedarf der Beweise nicht ferner, daß Sie meinen edelmüthigen Bruder wie eine Närrin lieben. – Sieh, ich glaube, da ist es:

– Sie haben Pflichten zu erfüllen, welche Sie nicht ahnen, Louis. Gott verhüte, daß ein Vorwurf aus meiner Feder fließe, um Ihre Freuden zu stören, wenn Sie glücklich sind, oder Ihre Leiden zu mehren, wenn Sie dulden – aber ich muß dennoch Ihnen zurufen: steigen Sie in das Innerste Ihres Bewußtseins hinab und erinnern Sie sich. Ein freiwilliges Exil ist nur dem erlaubt, der sich allein in der Welt sieht, und Sie sind nicht allein."

„Habe ich denn zu viel umgeschlagen?" rief René aus, indem er wieder zurückblätterte; „ich glaube, der Teufel mischt sich hinein! – Ich verstehe gar nichts mehr. – Die Lampe erlischt und meine Flasche wird leer. – Ach! wenn Robert von Blois hier wäre, um mir zu helfen!"

Während er die Blätter aufs Gerathewohl umwandte, ent-

fiel der Brief seiner zitternden Hand. Er beugte sich, um ihn wieder aufzuheben. Die Adern seiner Stirn schwollen an.

„Ich bin kaltblütig. — Man bedarf der Ruhe, um als Richter aufzutreten. — Hören Sie! hören Sie! — Da ist es, was ich suchte. — „Kehren Sie zurück, Louis, ich bitte Sie darum, kehren Sie zurück —" Nun, wie heißt denn das weiter? — O! die Tinte ist verblaßt, aber Papier und Handschrift sind dieselben! — Und diese verteufelte Lampe!"

Er drehete noch ein Mal den Knopf. Das Cylinderglas sprang und flog ihm in das Gesicht.

Wüthend sprang er auf.

„Ich soll nicht lesen!" schrie er. „Allein, was kümmert mich das? Ich habe es gesehen, mit meinen Augen gesehen, daß Blanche von Penhoël seine Tochter ist. — Seine Tochter — hören Sie wohl?"

Lange Zeit schon hatte Martha betäubt und regungslos dagesessen. Wie stets weckte der Name Blanche sie aus ihrer Apathie auf.

„Blanche!" wiederholte sie; „Sie haben mir noch nicht gesagt, was aus meiner Tochter geworden ist."

Dann fügte sie zusammenschaudernd hinzu:

„Sollten Sie sich an ihr gerächt haben?"

Ihre Besinnung kehrte zurück. Sie begriff halb und halb, daß Robert die Trunkenheit Renés gemißbraucht hatte, um ihn in dem Briefe Dinge lesen zu lassen, welche nicht in demselben standen.

Penhoël stand aufrecht und bemühete sich, das Gleichgewicht zu erhalten Seine Beine vermochten ihn kaum noch zu tragen. Martha sank zu seinen Füßen auf die Kniee.

„Sie ist ihre Tochter!" betheuerte sie. „O! René, ich beschwöre Sie im Namen des Herrn, haben Sie Mitleid mit Ihrem Kinde!"

Ihr Herz hatte wieder zu schlagen begonnen und ihre Wangen färbten sich ein Wenig. Thränen fanden sich wieder in ihren Augen ein und ihre langen, aufgelösten blonden Haare überwogten ihr Antlitz und fielen auf ihre Schultern hinab.

René betrachtete sie plötzlich schweigend. Seine Züge änderten sich. Als er endlich wieder das Wort nahm, lag in seiner Stimme eine wehmüthige und fast zärtliche Aufregung.

„O! ich weiß wohl, daß Sie schön sind!" sagte er. „Wenn Sie es gewollt hätten, so wären wir glücklich mit einander gewesen. Ich verlangte ja weiter nichts, als ihr Sklave zu sein, Martha. — Erinnern Sie sich? — Es ist nun lange her! aber ich habe nicht vergessen, wie mein Herz bei Ihrem Anblick schlug! — Seitdem hat ein anderes Weib mir mein Herz und meine Vernunft entrissen — Lola — die auch sehr schön ist! Lola! die mich niederträchtiger Weise in der Stunde verläßt, da ich dulde! — Aber das war nicht dieselbe Liebe. — O! nein in meinem ganzen Leben habe ich keine Andere geliebt, als Sie, Martha, und werde auch nur Sie lieben!"

Er setzte sich wieder neben seine Gattin und strich mit beiden Händen ihre schönen Haare zurück.

„Erinnern Sie sich noch an meine Bitten und meine Thränen?" fuhr er dann fort. „Ich kannte mein Unglück durchaus nicht, aber ich fühlte, daß ich nicht geliebt wurde. Mein Gott! hätte die Stimme irgend eines Genius mich gefragt: Willst Du Dein ganzes Leben für das Glück einer Woche geben, — einer Woche, während welcher man Deine Liebe mit Gegenliebe beloh-

nen wird? — o, Martha, wie gern hätte ich mein Leben gegeben!"

Martha schlug ihre Augen nieder.

„Meine Tochter!" sagte sie ganz leise; „Sie sagen mir nichts von meiner Tochter!"

René sprang zum zweiten Mal empor und warf seinen Stuhl zurück, daß er bis in die Mitte des Salons flog.

„Narr, der ich bin!" schrie er, während der Zorn von Neuem die glühenden Flecken auf seinen Backenknochen purpurte; „muß denn dieses Weib mich zum Bewußtsein zurückrufen? — Seine Tochter, nicht wahr?" fuhr er dann fort, drohend die Faust gegen das Bildniß seines Bruders erhebend; „seine, des Lügners und Ehrlosen Tochter! — Nicht ein Wort mehr, Madame! — Bei Gott! ich will Sie nicht mehr anhören! — O! ich bin sehr tief gefallen. — Der Sohn Penhoëls ist jetzt arm, wie die Bettler, welche vor die Thür des Schlosses kommen, ein Almosen zu verlangen. — Der Sohn Penhoëls hat kein Obdach mehr! — Und nicht dieses Unglück ist es allein, welches auf seinem Haupte lastet — auch die Schande noch! — Wenn die Leute, die ihn zu Grunde gerichtet, kein Mitleid mit ihm haben, so wird der Name seines Vaters in die Entehrung mit hineingezogen werden. — Und wissen Sie, wer Penhoël in diesen Abgrund gestürzt hat!" fragte er, indem er seine schwere Hand auf Martha's Schulter legte; „der Mann, den er liebte, und die Frau, die er anbetete! Sie, die schuldbedeckte Gattin, und er, der unwürdige Bruder! Ich sage Ihnen, daß Sie nicht sprechen sollen! Ich bin hier der Herr, und Sie wissen wohl, daß ich die Wahrheit sage. An dem Tage, an welchem sich meine Brauen zum ersten Male zusammenzogen, während ich

die Wiege des Engels betrachtete, hatte Gott mein Urtheil bereits gesprochen. — Es war meine letzte Hoffnung, die zu Grabe getragen wurde. Mein Herz war leer geworden und ich mußte die Qualen meiner Gedanken einschläfern. Ich suchte Vergessenheit in der Trunkenheit, in dem Spiele, in der Liebe — und so oft ich einen Fehltritt beging, da waren Sie, Sie, Madame, die Schuldige!"

Er ließ die Schulter Martha's, welche noch immer vor ihm kniecte, fahren, und that einen Schritt gegen das Bildniß des Aeltestgebornen von Penhoël.

„Sie und er!" versetzte er unter einem wilden Aufbrausen des Zornes; „er vor allen Dingen, der mein Leben vergiftet hat! — er, der Elendeste aller Männer!"

Er war bis vor das Bildniß getreten. Er erhob seine Hand und schlug mit seiner geschlossenen Faust gegen die Leinwand, so daß sie zerriß, und zwar gerade an der Stelle des Herzens.

René kannte sich nicht mehr. Er riß den Rahmen ab und warf ihn zertrümmert zu Boden; dann zertrat er mit den Füßen das Bildniß seines Bruders, indem er dabei eine erzwungene Freude laut werden ließ.

Der Lärm, welchen er machte, verhinderte ihn, zu hören, daß die Thür des Salons sich leise öffnete. Die Lampe, ihres Glases beraubt, brannte nur noch mit einem qualmenden und unsichern Lichte. Martha und René sahen nur eine Person, welche zwischen den Flügeln der Thür herein schlüpfte und seitwärts von der Thür bewegungslos im Schatten stehen blieb.

René trat noch immer auf der beschmutzten und zerrissenen

Leinwand umher, auf welcher man die Züge seines Bruders nicht mehr zu erkennen vermochte.

Martha betrachtete ihn von Schauder ergriffen, als hätte sie einem Morde zugesehen.

René hielt endlich ein, entkräftet durch jenes erschöpfende und unbezwingliche Lachen trunkener Leute.

„O! o!“ rief er aus; „der alte Benoit hatte wohl gesagt, das ich ihn ermorden würde! — Jetzt kommt an Sie die Reihe, Madame!“

An der Wand sich stützend schwankte er bis zu dem Bildniß des alten Commandant von Penhoël. Unter diesem Bildniß hing, wie wir schon erwähnten, eine Waffen-Trophäe. René nahm einen Degen davon.

Er lachte nicht mehr.

Er entblößte sein Haupt und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Alles ist vorüber für uns Beide, Madame,“ sagte er mit dumpfer und entschlossener Stimme. „Machen Sie es, wie ich — beten Sie“

Er stützte sich auf das Stichblatt des Degens und seine Lippen bewegten sich, als sage er ein Gebet her.

Martha schleppte sich auf ihren Knieen ihm entgegen.

„René!“ sagte sie, indem sie ihre Arme flehend gegen ihn ausbreitete, „ich will gern sterben – und ich verzeihe Ihnen aus dem Grunde meines Herzens. – Aber, ich bitte Sie, bevor Sie mich tödten, sagen Sie mir, was Sie mit meiner Tochter gemacht haben!“

René endete sein Gebet und zeigte mit dem Finger nach der Brieftasche, welche neben dem Tische auf der Erde lag.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich das da bezahlen mußte!“ antwortete er. „Ich hatte nichts mehr. — Robert von Blois verlangte Ihre Tochter gegen diese Papiere — und ich habe sie ihm gegeben!“

Martha preßte ihre beiden Hände gegen das Herz und stieß einen schwachen Ruf der Verzweiflung aus. Dann sank sie um, ihres Bewußtseins beraubt.

Penhoël versuchte mit dem Finger die Spitze seines Degens.

In diesem Augenblick entstand ein leichtes Geräusch neben der Thür. Der Mann, welcher eingetreten und bisher im Schatten stehen geblieben war, nahm ebenfalls einen der Degen ab, die unter den Bildnissen der Ahnen hingen.

Nur wenige Schritte trennten die ohnmächtige Martha und René von Penhoël.

Dieser letztere senkte sein Haupt auf die Brust und ging seiner Frau entgegen, indem er halblaut vor sich hin sagte:

„Erst sie — dann ich!“

Die Betonung der Worte, sowie der Ausdruck seiner Züge deuteten auf einen unheimlichen Entschluß.

Als er aber zu gleicher Zeit das Haupt erhob, um zu sehen, und die Hand, um den Todesstoß zu vollführen, erblickte er einen Mann zwischen sich und seinem Opfer.

Es war der Oheim Jean, welcher seine hohe, durch das Alter gebeugte Gestalt gerade empor gerichtet hatte und den Degen in der Hand vor Martha stand.

Die Stunde des Exils.

In dem Manne, der in kräftiger und stolzer Haltung mit erhobenem Degen vor Martha stand, vermochte René von Penhoël nicht sogleich den armen Oheim Jean zu erkennen Er war so sehr gewöhnt, das Antlitz des guten Greises gesenkt, demüthig und sanft zu sehen, daß er in dem ersten Augenblick zu träumen glaubte

Er wich einen Schritt zurück und wehrte mit dem Degen, als hätte er ein Gespenst von sich abhalten wollen.

Sein Degen traf den Jeans von Penhoël und verursachte jenen metallischen Klang, der gleich dem Tone einer Trompete aufschreckt.

Das volle Licht der Lampe fiel auf die Stirn des Greises, die von Haaren, wie Schnee so weiß, bekränzt wurde. Sein Blick war traurig, aber fest. Bei dem Klange, welchen die beiden Degen beim Zusammentreffen von sich gaben, leuchtete ein flüchtiger Blitz aus seinen Augen.

Man erkannte in diesem Augenblick, daß Jean von Penhoël, der friedliche und gute Greis, dem Namen seiner Väter Ehre gemacht haben mußte.

Einen Augenblick betrachtete René sprachlos den Greis.

„Gehen Sie!“ sagte er endlich, „und führen Sie mich nicht in Versuchung! — Stände ich nicht in der Stunde meines Todes, so hätte ich auch mit Ihnen eine Abrechnung zu halten, mein Oheim!“

Der Greis antwortete nichts.

„Gehen Sie!“ wiederholte René, dessen Finger krampfhaft das Gefäß seines Degens umschlossen

Oheim Jean antwortete noch nichts.

Seine großen blauen Augen richteten sich ruhig und entschieden auf die erschlafften Züge seines Neffen.

Schaum trat auf die Lippen des Herrn von Penhoël.

„Gehen Sie!“ wiederholte er zum dritten Male; „Sie wissen wohl, daß dieses Weib eine Verbrecherin ist, und daß ein Penhoël nur auf eine Weise sich Genugthuung verschaffen kann.“

„Ich weiß, daß Ihre Frau eine Heilige ist,“ antwortete endlich Oheim Jean mit seiner sanften und zum Herzen gehenden Stimme, „und ich weiß, daß es meine Pflicht ist, die Hand des Sohnes meines Bruders zurückzuhalten, wenn er einen ehrlosen Meuchelmord begehen will!“

René schwang seine Waffe und stieß ein wildes Gebrüll aus.

„Ich bin hier Herr!“ schrie er. „Zurück oder Sie sind des Todes!“

Er sprang ein. Oheim Jean blieb fest und ruhig stehen. Seine Hand machte eine kaum bemerkliche Bewegung und Renés Degen flog zur Erde.

René hob ihn fluchend wieder auf und legte sich abermals aus. Allein vergebens versetzte er wüthende Hiebe; es

war nicht anders, als hätte er eine steinerne Mauer angegriffen.

Oheim Jean wankte nicht. Man sah stets seine erhobene Hand den Degen der Brust des Angreifenden entgegen halten. Er beschränkte sich darauf, zu pariren, und versetzte nicht einen einzigen Hieb.

René keuchte Von seiner Stirn rann der Schweiß. Bald lehnte er sich erschöpft an die Wand.

„Ha!" sagte er, mit den Zähnen knirschend, „was Sie da thun, damit bezahlen Sie die Wohlthaten, die mein Vater und die ich Ihnen erwiesen, nicht wahr, Jean von Penhoël?"

„Möge mir Gott die Gelegenheit geben, für Sie zu sterben, mein Neffe," antwortete der Greis, dessen Athem stets gleichmäßig und ruhig blieb; „Sie werden sehen, ob ich ein Undankbarer bin!"

René stellte sich im höchsten Grade ermattet, verfolgte aber seinen Oheim stets mit den Augen. Als er den günstigen Augenblick gekommen glaubte, stürzte er sich mit einem Sprunge vor und stieß dem Oheim den Degen nach der Brust. Jean von Penhoël empfing jedoch den Angriff, wie stets, ohne zu wanken, und der Degen René's flog zum zweiten Male weit hin aus seinen Händen.

Er wollte sich beugen, um ihn wieder aufzunehmen, allein er hatte den ganzen Rest seiner Kraft auf seinen letzten Angriff verwendet. Sein schwerer Kopf zog den Körper nach sich, schwer sank er auf den Fußboden nieder und erhob sich nicht wieder.

Die erschöpfende Anstrengung des Kampfes, die Aufregung, die auf die höchste Stufe gelangte Trunkenheit, das Alles verei-

nigte sich, um ihn, einer fernern Bewegung unfähig, an den Boden zu fesseln.

Oheim Jean legte seinen Degen hinweg und trocknete den Schweiß ab, der von seiner Stirn perlte. Sein Blick wandte sich nach oben, um Gott zu danken, dann kniete er neben Martha nieder und stützte ihr ohnmächtiges Haupt mit seinen Händen, die jetzt zitterten.

Die gnädige Frau gewann die Besinnung wieder. Sie sprach den Namen Blanche aus, denn mit dem Leben zugleich kehrte ihr das Gedächtniß zurück.

„Wir werden sie wiederfinden, meine Tochter," sagte der Oheim Jean.

Martha's Blick schweifte im Zimmer umher und heftete sich endlich an die Stelle, wo vordem das Bildniß des Aeltestgebornen von Penhoël hing.

„Ich erinnere mich!" sagte sie leise; „o! warum hat er mich nicht getödtet!"

Oheim Jean zog sie an sein Herz.

„Wir werden sie wiederfinden," wiederholte er. „Ich verspreche Ihnen, daß wir sie wiederfinden werden!"

Er suchte seine Nichte zu trösten und ihr eine Hoffnung einzuflößen, die er selbst nicht hatte; denn aus dem Fenster seines Zimmers hatte er gesehen, wie Robert seine Bürde durch den Garten trug und dann mit sich auf ein Pferd nahm, das ihn in vollem Galopp den Weg entlang führte, welcher nach der Fähre leitete.

Seine erste Regung war die gewesen, dem Räuber zu folgen, denn die an das Fenster des Engels gelehnte Leiter ließ ihn die Wahrheit errathen; als er aber den Port-Corbeau

erreichte, war Robert schon über den Oust gesetzt und verfolgte in gestrecktem Galopp die Straße nach Redon.

Es war Robert, dem Vincent von Penhoël auf seiner Rückkehr nach dem Schlosse in dem Niederwalde auf der Höhe von Bains begegnete.

Während Oheim Jean langsam den Hügel wieder hinan stieg, trieb Vincent sein Pferd zur möglichsten Eile an. Es drängte ihn, sein Ziel zu erreichen. In den sechs Monden, welche er abwesend gewesen war, hatte er keine Nachricht von dem Schlosse erhalten. Die, welche er über Penhoël befragte, als er durch Redon kam, hatten den Kopf geschüttelt, ohne zu antworten.

Es gab ein Haus in der Stadt, in welchem man stets wußte, was auf Penhoël vorging. Vincent war in das Gasthaus zum gekrönten Bock eingekehrt, aber seit dem Morgen des Tages hatte das Gasthaus einen neuen Herrn bekommen: der alte Géraud und seine Frau, Beide zu Grunde gerichtet, hatten sich nach dem Hafen Saint-Nicolas auf das andere Ufer der Vilaine zurückgezogen.

Vincent hatte eine schmerzliche Ahnung, aber doch schlug auch zu gleicher Zeit sein Herz vor Freude. Noch wenige Minuten und er sollte den Engel wiedersehen. Wie schön mußte das Mädchen geworden sein! Diese plötzliche Rückkehr, auf keine Weise vorher verkündet, mußte sie nicht ein Lächeln auf ihren schönen Lippen bewirken oder gar eine Thräne in ihre großen blauen Augen rufen?

Seit Benoit Haligan zu alt geworden war, um den Dienst eines Fährmanns zu versehen, war auf dem andern Ufer des Oust eine Glocke angebracht, die man auf dem Schlosse hörte.

Als Vincent vom Pferde gestiegen war, eilte er zu der Glocke, fand aber bei dieser Gelegenheit die Fähre, deren sich Robert zum Uebersetzen bedient hatte.

Anstatt die Glocke zu läuten, sprang daher Vincent in den Nachen und war bald auf dem andern Ufer. In dem Augenblick, als er an das Land sprang, fiel das schwache Licht in seine Augen, welches stets um diese Stunde die Hütte des armen Benoit Haligan erleuchtete. Er eilte schnell den schmalen Pfad hinan und trat in das Häuschen.

„Gott segne Sie, Penhoël," rief ihm Haligan entgegen, als er über die Schwelle trat; „es wird bald ein Unwetter geben; ich fühle es an den Schmerzen meines siechen Körpers."

„Gibt es Neues auf dem Schlosse?" fragte Vincent furchtsam.

„Das Schloß steht noch auf seinem alten Platze, mein Sohn," antwortete Benoit, der unbeweglich auf seinem Rücken liegen blieb und seine Augen auf die verräucherten Balken der Decke heftete.

„Ich fürchtete, —" sagte Vincent halblaut.

Dann fuhr er heiter fort:

„Wie befindet sich mein guter Vater?"

„Dein Vater befindet sich, wie ein Mann, der aus seiner letzten Freistätte vertrieben wird," antwortete Haligan.

Vincent bebte erschreckt zurück.

„Wie!" rief er aus, „Penhoël hat meinen alten Vater aus dem Schlosse vertrieben?"

„Mein Sohn," entgegnete der Fährmann, „Penhoël kann Niemand mehr aufnehmen. — Man hat ihn selbst aus dem Schlosse vertrieben!"

„Ha!" rief Vincent aus, der seinen Ohren nicht trauen wollte; „und die gnädige Frau?"

„Vertrieben!"

„Und meine Schwestern?"

Der alte Benoit bekreuzigte sich.

„Todt!" murmelte er.

„Todt!" wiederholte Vincent, indem er auf seine Kniee sank; „meine Schwestern! — meine armen Schwestern! — Und Blanche?"

Benoit antwortete nicht sogleich.

„Penhoël," sagte er endlich, „sind Sie auf Ihrem Wege einem Manne zu Pferde begegnet?"

„Ja," stammelte Vincent.

„Hielt dieser Mann nicht etwas in seinen Armen?"

„Ja," antwortete wiederum der junge Mann.

„Nun wohl!" versetzte Haligan, „dieses Etwas war Blanche, Ihre Base."

Vincent stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

Der Fährmann hatte sich nach der Rückseite seines Bettes gewendet.

Nach einigen Secunden richtete sich Vincent mit einem Sprunge empor, setzte wiederum über den Fluß und bestieg sein Pferd.

Er setzte dem Räuber Blanche's nach und wußte nicht einmal dessen Namen. Der Räuber kehrte in diesem Augenblick ruhig trabend nach dem Schlosse zurück.

Robert von Blois hatte Blanche auf eigne Rechnung, und ohne daß Pontalès es wußte, entführt. Seiner Meinung nach war Louis von Penhoël zurückgekehrt, oder konnte wenigstens

dessen Rückkehr nicht ausbleiben. Die Gerüchte, welche in dieser Hinsicht in der ganzen Gegend mitgetheilt wurden, gewannen täglich an Glaubhaftigkeit. Man erzählte sich bereits die Einzelheiten seiner Rückkehr. Man sagte, das der Aeltestgeborne aus den Colonieen ein sehr bedeutendes Vermögen mitgebracht habe. Es gab sogar Leute, welche die runde Summe seines Vermögens auf das Genaueste zu nennen wußten.

Durch Blanche's Entführung hoffte sich Robert eine treffliche Hülfsquelle zu sichern. Da er die innere Geschichte des Hauses Penhoël auf das Genaueste kannte, so wie auch namentlich die Beziehungen, welche zwischen Louis und Martha stattfanden, so dachte er: „Wenn der liebe Mann wirklich reich ist, so könnte der Engel leicht das beste Stück vom Kuchen sein. — Meiner Six! es leben die Oheime aus Amerika!"

Er würde leicht einen Vorwand gefunden haben, um die gnädige Frau zu entfernen, allein der Zufall ersparte ihm diese Mühe. Martha, die er schon seit dem Untergang der Sonne beobachtete, ging aus, wie wir gesehen haben, um den Friedhof von Glénac zu besuchen. Robert benutzte die Gelegenheit, und da die Thür doppelt verschlossen war, so legte er eine Leiter an und nahm die Festung im Sturme.

Der Engel schlief. Bei seinem Erwachen fand er sich in den Armen eines Mannes, dessen Angesicht er nicht sehen konnte, und der ihn, in die Decke des Bettes gehüllt, davon trug. Der Schrecken, welchen das Mädchen empfand, war zu heftig für seine Schwäche. Kaum vermochte Blanche einen Schrei auszustoßen, der aber durch das um ihren Mund geschlagene Betttuch erstickt wurde, und verlor dann das Bewußtsein.

Alles schien den Raub zu begünstigen, allein in dem Au-

genblick, als Robert, beladen mit seiner Beute, den Fuß in den Garten setzte, sah er sich dem Herrn von Penhoël gegenüber.

Robert, der sich als vorsichtiger Mann wohl bewaffnet hatte, dachte nicht einmal daran, von seinen Waffen Gebrauch zu machen. Es fand zwischen ihm und René ein kurzer und charakteristischer Auftritt statt. So tief auch René gesunken war, hatte er doch noch die Kraft, seine Tochter zu vertheidigen, selbst gegen Robert; aber dieser letztere beherrschte ihn zu sehr.

Er kam nicht einmal in Verlegenheit und beantwortete die erste Frage René's dadurch, daß er Blanches Antlitz enthüllte.

Dann sagte er:

„Ich entführe sie, — aber glauben Sie mir, Penhoël, das geht Sie durchaus nichts an.“

Das hieß mit dem ersten Hiebe die kranke Seite treffen. Seit drei Jahren hatte Robert daran gearbeitet, das Herz René's zu vergiften; die Aufgabe war fast vollendet und kaum bedurfte es noch einer Verläumdung.

Blanche wurde auf eine Rasenbank gelegt. Robert zog aus seiner Tasche die Brieftasche mit den beiden Briefen, welche wir kennen gelernt haben, und von denen er den einen René selbst und den andern Martha gestohlen hatte.

Er stellte sich, als suche er gewisse Seiten und lese einige Zeilen. Natürlich fand er in den Briefen Alles, was er wollte.

So fand er unter Anderm auch einige Phrasen, die er selbst improvisirte und welche sich auf Louis' Erscheinung in der Gegend, einige Monate vor Blanche's Geburt, bezogen.

Penhoël fühlte eine Art grausamer Freude, daß er sich von dem vermeinten Verbrechen seiner Frau überzeugen konnte.

Er zweifelte nicht mehr

Robert hatte Recht. Was ging ihn, Penhoël, die Entführung dieses im Ehebruch erzeugten Kindes an!

Zur Hälfte war er schon berauscht. Er verkaufte das Kind für zwei Briefe

Ein Pferd wartete an dem Thore des Gartens. Robert entfloh in gestrecktem Galopp, indem er die noch immer ohnmächtige Blanche nach dem alten Schlupfwinkel Vibandiers brachte, denn er kannte in der ganzen Gegend kein Haus, welches die Thür geöffnet haben würde, um den Raub einer Tochter Penhoëls zu begünstigen. . . . .

. . . .

René begab sich nach dem Salon, um in aller Bequemlichkeit die theuer erkauften Briefe zu lesen. Er zollte sich Beifall wegen seines Werks und triumphirte sich selbst gegenüber. In dem Salon traf er Herrn Protais Le Hivain an, welcher ihn dieses Mal noch unterwürfiger begrüßte, als gewöhnlich.

Als der Makrocephalus mit seinen Begrüßungen fertig war, ging er zur Sache über, indem er sagte, daß es ihm das Liebste auf der Welt sein würde, könnte er sich in tausend Stücke zerhacken lassen, um damit dem Herrn von Penhoël einen Dienst zu erweisen.

Es folgte aus dieser Redensart, daß er einen sehr unangenehmen Auftrag hatte, welchen er in den mildesten Worten auszuführen wünschte.

Die Sendung des Herrn Le Hivain bezog sich darauf, daß

René von Penhoël urkundlich und in richtigster Form, so wie auch unter der Bedingung des Reukaufs, das Grundstück seines Namens an den Herrn Marquis von Pontalès verkauft und sofort übergeben hatte.

„Folglich," fuhr Makrocephalus fort, „darf sich besagter Herr von Penhoël nicht wundern, wenn besagter Herr von Pontalès ihm durch Gegenwärtiges andeuten läßt — oder vielmehr," verbesserte sich der Rechtsmensch, „ihm höflich zu verstehen gibt — denn ich bin Gott sei Dank! kein Hussier — daß er sich verziehen und die Stätte räumen — oder um besser zu sagen: in allem Guten davon gehen möge — und zwar Solches in kürzester Frist, wie die Verkaufs-Urkunde bedingt."

Penhoël hörte mit hocherhobenem Kopfe und starren Blicken zu Er schien nichts zu begreifen.

In der Nacht des Ludwigsfestes hatten Robert und Pontalès, nachdem Sie vergebens Drohungen und Versprechungen angewandt, endlich den Hauptschlag vollführt.

Man hatte die Urkunden aufgezeigt, welche durch Cyprienne und Diane dem Herrn Le Hivain geraubt, durch Vibandier aber wieder erlangt waren. Es waren das thatsächliche Fälschungen: René hatte die Unterschrift seines Bruders nachgemacht und vorgebliche Vollmachten fabricirt, denen zufolge er das Erbtheil seines Bruders Louis, welchen er für verstorben hielt, verkaufen durfte.

Der wahre Anstifter dieser verbrecherischen Urkunden war allerdings Herr Protais Le Hivain, der seinerseits wiederum durch Robert und Pontalès verleitet war; allein die Gerechtigkeit kennt nur den, welcher sich wirklich schuldig gemacht hat

Es war aber Renés Hand, welche die falschen Unterschriften gezeichnet hatte.

Er mußte weichen.

Er hatte nun nicht einen Zoll breit Erde mehr als sein Eigenthum.

„Wie sich der Herr Vicomtes vorstellen kann," fuhr Makrocephalus fort, indem er seine Züge zu einem süßlichen Lächeln verzerrte, „habe ich das Möglichste gethan, Dieselben aus so peinlicher Lage zu reißen; — allein wo nichts ist, kann auch nichts bewirkt werden — und so haben meine gehorsamsten Bemühungen lediglich vermocht, einige Frist zu erlangen."

„Was für eine Frist?" fragte Penhoël, der bisher noch kein Wort gesprochen hatte.

„In Folge meiner Bemühungen," antwortete Makrocephalus, „haben der Herr Vicomte eine Frist von einer Stunde, um einige kleine Vorbereitungen zur Abreise zu treffen."

René verrieth seine Entrüstung durch eine Bewegung.

„Mit gnädigster Erlaubniß," fuhr der Rechtskundige fort, „ich wollte nur noch dem Herrn Vicomte in tiefster Ehrerbietung zu bemerken geben, daß Dieselben das Schloß verkauft haben, sammt Allem, was in demselben ist, wie Alles liegt und steht. Folglich können der Herr Vicomte durchaus nichts mitnehmen, und eine Stunde wird also zu den Vorbereitungen zur Reise vollkommen hinreichen."

Vergebens nahm Makrocephalus eine demüthige und zerknirschte Miene an, denn die boshafte Freude, welche er bei der Ausrichtung seiner Botschaft fühlte, leuchtete durch jene Maske.

„Entfernen Sie sich!" sagte René.

„Der Herr Vicomte wollen gnädigst verzeihen, wenn ich nicht den Augenblick gehorche, wie es meine Pflicht wäre, — allein, ich habe meinen Auftrag noch nicht völlig ausgerichtet. — Die Herrschaft, welche mich zu dem Herrn Vicomte sendet, wünscht, daß sich Derselbe in ziemlicher Entfernung von der Gemeinde Glénac niederlassen möge, damit auch die Möglichkeit unangenehmer Berührungen vermieden werde. — Demgemäß bin ich beauftragt, dem Herrn Vicomte gehorsamst zu eröffnen, daß jeder Pächter, welcher von den Herrschaften Pontalès oder Penhoël einen Hof in Pacht hat, unmittelbar verabschiedet werden würde, wenn er dem gnädigen Herrn die Thür seines Hauses öffnete. — Der Herr Vicomte werden aber zu edelsinnig sein, um die armen Teufel —"

„Gehen Sie!" wiederholte Penhoël, dessen Geduld offenbar zu Ende war.

Da sich seine Brauen zusammenzogen, so gerieth Herr Le Hivain in Furcht. Er betheuerte nochmals, daß er sich in tausend Stücke zerhacken lassen würde, wenn er dadurch dem Herrn Vicomte einen Dienst erweisen könnte, und wich rückwärts nach der Thür, indem er sich bei jedem Schritte, den er that, bis zur Erde verbeugte.

Er begab sich zu dem Oheim Jean, um auch diesem seinen Auftrag mitzutheilen.

Als Penhoël allein geblieben war, schien er einige Secunden gleichsam vernichtet durch den Schlag, welcher ihn betroffen hatte. Bisher hatte er absichtlich seine Augen geschlossen, um die Folgen seines Sturzes nicht zu sehen. Nach einigen Minuten folgte eine finstere Wuth auf die bisherige Erschöpfung.

Ein bitteres Lächeln erleuchtete sein düsteres Antlitz. Er hatte wieder an Martha gedacht.

Er erhob sich.

„Sie ist es," rief er aus, „sie allein welche die Ursache von Allem ist! — Eine Stunde bin ich hier noch Herr. — Ich habe Zeit zur Rache!"

Und nun begab er sich nach Blanches Schlafzimmer. . . .

. . . .

In dem Salon unterstützte Jean von Penhoël noch immer Martha, welche ihre Besinnung zwar wieder erlangt hatte, aber dem Gewicht einer unüberwindlichen Schwäche erlag.

„Man muß sich zu beherrschen wissen, Martha," sagte der Greis, „denn die Zeit der Prüfungen ist noch nicht vorüber. Das Unglück ist auf unser Haus herabgestiegen. Und was auch René gethan haben mag, er ist ihr Gemahl, Sie müssen ihm helfen und ihn in seinem Unglück trösten."

Ehe sich noch Jean von Penhoël weiter erklären konnte, schlug die Wanduhr Elf. Die starken und hellen Töne der Glocke schienen auf René dieselbe Wirkung hervorzubringen, als hätte eine unhöfliche Hand ihn barsch aus seinem Schlummer aufgerüttelt. Er machte eine Anstrengung, um sich aufzurichten und stämmte sich mit beiden Händen auf den Fußboden, auf welchem er bisher lang ausgestreckt gelegen hatte.

„Elf Uhr!" murmelte er, ohne sich anscheinend auch nur im Geringsten an das zu erinnern, was vorgefallen war. „Was hatte ich doch um elf Uhr zu thun?"

Oheim Jean wußte es nur zu gut. Er öffnete den Mund, um zu antworten, aber der Muth fehlte ihm.

René sah sich um.

„Dieser Saal ist jetzt sehr groß," versetzte er. „Sonst, als wir noch Alle beisammen waren, schien er viel kleiner."

Er begann an seinen Fingern langsam zu zählen:

„Vincent – Diane und Cyprienne, Ihre drei Kinder, Oheim, — Blanche von Penhoël — Roger, unser Adoptivsohn — dann Robert von Blois," fuhr er leiser fort, „und Lola — warum haben sie Alle uns verlassen?"

Er unterbrach sich und ein Schauder rieselte durch alle seine Glieder.

„O!" sagte er dann mit einem langen Seufzer, „jetzt erinnere ich mich!"

Er erhob sich. Sein Rausch hatte nur noch wenige Spuren hinterlassen. Es lag in diesem Augenblick auf seinem bleichen Antlitz ein Rest von Adel.

„Ich erinnere mich," fuhr er fort, „es ist die Stunde, wo Penhoël das Haus seiner Väter für immer verlassen muß!"

Martha blieb regungslos und kalt. Diese traurigen aber ruhigen Gedanken waren nichts gegen die Qualen, durch welche ihr Geist gebrochen war. Der Oheim Jean dagegen war tief ergriffen.

„Ich bin sehr alt," sagte er halblaut und wie im Selbstgespräche, „und glaubte, daß ich sterben würde, bevor ich dieses erlebte. Wohlan, mein Neffe, die Stunde hat geschlagen! – Gebe Gott Ihnen den Muth, diesen letzten Schlag zu ertragen!"

René ging einen Schritt, der Thür entgegen, allein sein Haupt, welches sich stolz erhoben gehabt hatte, senkte sich von Neuem. Er stieß mit dem Fuße an die Trümmer des zerbroche-

nen Rahmens, welcher vordem das Bildniß des Aeltestgebornen von Penhoël enthielt.

Sein scheuer und unruhiger Blick richtete sich auf Martha.

„Wenn nur ein Mensch mich liebte!" rief er im Tone der Verzweiflung aus.

Martha erhob sich endlich und näherte sich ihm.

„René," sagte sie, „so lange Sie mich nicht fortsenden, werde ich bei Ihnen bleiben — und werde Sie lieben!"

Das Aussprechen dieser letzten Worte erforderte eine gewisse Anstrengung. Sie dachte an ihre Tochter. Mit gesenkten Augen stand sie neben Penhoël, der sie schweigend betrachtete.

„O! Martha! — Martha!" sagte er endlich, „wenn Sie gewollt hätten!"

Er wandte sich gegen den Oheim Jean, zeigte auf die beiden Degeu und sagte:

„Ich danke Ihnen."

Dann wandte er sich wieder nach der Thür des Salons.

Der Greis und Martha folgten ihm.

Sie gingen mit einander über den Corridor. Dann schritten sie die große Treppe hinab, auf welcher sie Niemand begegneten.

Das Schloß schien immer mehr zu veröden.

Man sah die Drei schweigend neben einander durch die Baumgänge des Gartens wandeln.

Oheim Jean öffnete die Thür, welche nach Außen führte. Er schritt hinaus, Martha folgte ihm. Penhoël zögerte in dem Augenblick, als er die Schwelle überschreiten sollte.

„Muth, mein Neffe!" sagte die sanfte Stimme des Oheim Jean. „Gott wird Mitleid mit uns haben."

Penhoël hielt beide Hände vor sein Angesicht und verließ den Garten, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Kaum war er hinaus getreten, als die Pforte von unsichtbarer Hand auf ungestüme Weise hinter ihm zugeworfen wurde.

Herr Blaise und Vibandier waren aus einem nahen Bosquet hervorgetreten. Die beiden braven Jungen lachten aus vollem Herzen.

Penhoëls Abendessen.

Blaise und Bibandier standen hinter der Thür und rieben sich fröhlich die Hände, als könne kein Drama sich in der Welt ereignen, das nicht auch seine schmachvolle oder niedrig komische Seite habe.

„Und dennoch ist es gar nicht spaßhaft," sagte der Todtengräber, „zu solcher Stunde vor die Thür gesetzt zu werden!"

„Und bei einem so abscheulichen Wetter!" fügte Herr Blaise hinzu; „sie werden verteufelt viel Sauce bekommen, die armen Enten! – Was für ein Sturm!"

„Und wie es gießt! Tropfen, wie die Thaler groß! — Na, da wir ihnen nun das Geleit gegeben haben, so ist meine Meinung, daß wir nachsehen, ob uns der Herr Maire ein wenig von seinem guten Branntwein übrig gelassen hat."

„Der Herr Maire," wiederholte Blaise spottend; „ich habe seine Schärpe an mich genommen und werde mir eine Weste aus derselben machen lassen."

Sie waren in die Vorhalle des Schlosses zurückgekehrt.

Draußen aber stiegen René, Martha und der Oheim Jean den Hügel hinab.

Das Unwetter, welches seit der Abenddämmerung gedroht

hatte, war endlich mit plötzlicher Heftigkeit losgebrochen, der Regen ergoß sich in Strömen.

„Das wird eine schreckliche Nacht für die sein, welche kein Obdach haben!“ seufzte Oheim Jean.

Martha war entblößten Haupts; ihre triefenden Haare klebten bereits an ihre Schläfe an.

„Und wir haben kein Obdach!“ sagte René.

„Unter den alten Pächtern von Penhoël —“ sagte Martha.

„Wir dürfen nicht an sie denken,“ unterbrach Oheim Jean die Sprechende; „diejenigen, welche uns vertreiben, haben nichts vergessen. Unser Unglück ist ansteckend, und die Gastfreundschaft, welche wir von einem armen Manne erlangen dürften, würde für ihn und seine Familie ein Fluch sein.“

Der Regen und der Wind verdoppelten ihre Wuth. Die Büsche des Niederwaldes waren noch zu jung, um Schutz zu gewähren René blieb stehen.

„Eine solche Nacht war es,“ sagte er, „als ich dem Manne, der uns heute vertreibt, die Pforte des Schlosses öffnete. — Werde ich denn keine Stätte finden, wo ich mein müdes Haupt hinlegen kann, da ich doch nie einem Menschen das Gastrecht verweigert habe? — Und doch Einem!“ verbesserte er sich dann ganz leise.

Er drückte beide Hände vor seine Stirn, an welcher bereits der Regen niederfloß, und rief aus:

„O! mein Bruder! — mein Bruder! — Gott rächt Dich!“

„Nun, mein Neffe,“ sagte der Oheim Jean, welcher seine Niedergeschlagenheit besiegte und eine Art Heiterkeit erzwang, „noch sind wir nicht verloren, Gott sei Dank! — Wir haben ein kleines Unwetter zu bestehen, das ist Alles! — Eine wahre

Kleinigkeit für einen alten Weidmann! — Im schlimmsten Falle können wir uns noch immer überzeugt halten, ein Unterkommen bei unserm alten Freunde, dem Gastwirth in Redon zu finden."

„Es ist wahr!" sagte Penhoël rasch; „der hat uns lieb und ist reich genug, um Martha zu ernähren, während ich in die weite Welt laufe."

„Wohin Sie gehen, Penhoël, dahin werde ich Ihnen folgen," sagte Martha.

René that, als hätte er diese Worte nicht gehört.

„Ich muß sehr weit gehen!" nahm er wieder das Wort; „sehr weit! — denn diese Leute behalten eine Waffe gegen mich in den Händen, und so lange sie mich in dem Bereiche ihrer Arme sehen, so lange werden sie ohne Erbarmen und ohne Unterlaß auf mich losschlagen, denn bis an meinen Tod werden sie in der steten Furcht schweben, daß ich je in das Schloß meines Vaters zurückkehren könnte."

„Und mit Grund werden sie in dieser Furcht schweben!" rief der alte Oheim aus, indem er eine Hoffnung zu erwecken bemüht war, die er selbst nicht besaß; „denn Gott ist gerecht, und Sie werden eines Tages in das Schloß zurückkehren. — Indeß sehe ich noch Licht in Benoits Hütte. Treten wir bei ihm ein, um das Unwetter vorüber zu lassen, denn die arme Martha ist sehr schwach. — Ich habe gute Hoffnung – Sobald Martha sich erholt hat, setzen wir über und begeben uns zu unserm Freunde Géraud, welcher reich und treu ist."

Oheim Jean ging jetzt voran. Er betrat zuerst den schmalen Pfad, welcher zu der Hütte des Fährmanns führte. René folgte ihm mit Widerwillen. Seit länger, als einem Jahre,

hatte er den alten, einsam und verlassen dem Tode entgegen siechenden Diener seines Vaters nicht besucht.

Als Jean von Penhoël der Hütte nahete, sah er durch die Thür eine dunkle Masse, deren Gestalt er nicht zu unterscheiden vermochte.

Bei dem Geräusch seiner Schritte bewegte sich die dunkle Masse. Es war ein Mann, der auf der steinernen Schwelle saß und das Haupt mit beiden Händen stützte.

„Bist Du es, alter Benoit!“ fragte der Oheim Jean.

Der Mann erhob sein Haupt, und der Oheim Jean vermochte nun die ehrlichen Züge des Gastwirths von Redon zu erkennen.

Das war ein Augenblick wahrhaftiger Freude für den Oheim, der seine Hände zusammenschlug.

„Heran, mein Neffe!“ rief er; „heran, Martha, — da ist schon unser Freund Géraud, der uns sofort aus aller Verlegenheit reißen wird.“

Der Gastwirth erhob sich schweigend, zog achtungsvoll seine Mütze ab und trat zur Seite, um den Eingang zur Hütte frei zu machen.

Als der brave Mann zur Seite trat, fiel die Beleuchtung der Harzkerze auf sein Antlitz. Oheim Jean blieb erschrocken auf der Schwelle stehen, denn so wehmüthig und entmuthigt hatte er die Züge des alten Gastwirths noch nie gesehen.

Benoit Haligan saß auf seinem Lager.

„Zünde eine andere Kerze an, François Géraud,“ sagte er. „Wirf Holz in den Kamin, damit das Feuer lustig auflodere, denn es ereignet sich nicht alle Tage, daß Penhoël seinen alten Diener zu besuchen kommt!“

Géraud wich nicht von der Stelle. Mit düsteren und niedergeschlagenen Blicken schaute er auf die drei Gäste der ärmlichen Hütte.

Als die gnädige Frau zuletzt eintrat, ergriff er ihre Hand und küßte sie. Thränen standen in seinen Augen.

„Also ist es wahr, was mir Benoit gesagt hat?" fragte er mit aufgeregter Stimme.

Penhoël warf einen klagenden Blick nach dem Bette des Fährmanns.

„Was hat er gesagt?" fragte er.

„Zündet eine andere Kerze an, François Géraud," wiederholte der arme Fährmann. „Macht Feuer an in dem Kamine und holt Stühle herbei, damit unsere Herrschaft empfangen werde, wie es sich ziemt."

„Was hat er gesagt?" fragte Penhoël abermals.

„Ich habe gesagt, daß das Schloß einen neuen Herrn bekommen habe," erwiderte Benoit Haligan, dessen Stimme bei diesen Worten sanfter wurde; „und ich würde gern geben, was ich noch besitze, bis auf meine Hoffnung auf mein ewiges Heil, sollte ich mich getäuscht haben Ich habe gesagt, daß René von Penhoël der Hülfe derer benöthigt sein werde, welche das Brot seines Vaters gegessen haben."

„Ist es wahr! — ist es wahr!" stammelte der Gastwirth; „hat man das Herz gehabt, Sie aus dem Schlosse zu treiben, Penhoël, — und Herrn Jean, — und die gnädige Frau?"

„Es ist wahr," sagte René.

„Und wir haben auf Euch gerechnet, Freund Géraud," fügte Oheim Jean hinzu.

Der Gastwirth schüttelte den Kopf.

„Ich habe gethan, was ich konnte," sagte er, als spräche er mit sich selbst; „jetzt kann ich nichts mehr thun."

„Nicht einmal dem Sohne Deines Herrn ein Obdach geben?" fragte Oheim Jean, dessen Stimme jetzt einen Ausdruck der Bitterkeit annahm.

„Nicht einmal dem Sohne meines Herrn ein Obdach geben," antwortete der Gastwirth. „Heute Morgen sind die Gerichtsdiener in meinem Gasthofe gewesen — und haben mich hinausgeworfen mit meiner weinenden alten Frau. — Herr Jean, sie hatte geglaubt, daß sie es bis an ihr Ende gut haben würde. — Das ist sehr hart, in ihrem Alter das Brot vor den Thüren betteln zu müssen!"

René hatte sich so fern wie möglich von Benoits Lager auf einen Schemel gesetzt.

„Ich," sagte er mit leiser Stimme, „ich bin auch von diesem Elend die Ursache. — Seit zwei Jahren hat mir Géraud alle Wochen Geld gebracht. — Am Abend des Ludwigstages brachte er mir noch einen Beutel und sagte: „Das kommt nicht von mir allein, denn ich bin zu Grunde gerichtet, mein Herr! — Ich habe den guten Leuten von Glénac und Bains gesagt: Penhoël hat Geld nöthig! — Und der Beutel hat sich gefüllt." — Und ich," fuhr dann René fort, „habe Alles in einer Partie verloren!"

„Alles, was ich hatte, gehörte Ihnen, Penhoël!" versetzte Géraud; „ich bedauere nur das Eine, daß ich nichts mehr habe."

Oheim Jean näherte sich dem Gastwirth und drückte ihm schweigend die Hand.

„Aber," fuhr der Letztere fort, „das ist noch nicht Alles,

mein Gott! — Benoit sagte noch etwas Anderes. — Ist es wahr, daß man Sie auch noch vernichten konnte, nachdem man Ihnen Alles geraubt hatte? — Ist es wahr, daß die Ehre Penhoëls in den Händen dieser Teufel ist?"

Niemand antwortete.

Die hohle Stimme des alten Fährmanns unterbrach das Schweigen.

„Ich sehe noch eine goldene Kette um den Hals der gnädigen Frau," sagte er; „mit der kann man ziemlich weit kommen!"

Die gnädige Frau reichte dem Oheim Jean die Kette.

„Es ist keine Zeit zu verlieren!" rief der Gastwirth aus. „Morgen, vor Tages Anbruch, müßten Sie auf dem Wege nach Rennes sein, Penhoël. Die Bösewichter, welche Sie geplündert haben, könnten noch einen andern Einfall bekommen."

„Mag er gehen oder bleiben," brummte Benoit Haligan, „sie werden ihm Leib und Seele nehmen."

Man hörte nicht auf ihn.

„Ich werde mit Ihnen gehen," sagte Géraud, „und wäre es bis Paris, „denn Sie sind nicht daran gewöhnt, sich selbst zu bedienen."

„Aber Euere Frau?" warf Martha ein.

„Als ich Seemann war," antwortete der Gastwirth, „ist meine Frau ganze Jahre lang allein gewesen."

„Aber die gute Frau ist jetzt arm!" wollte der Oheim Jean einwenden.

Der Gastwirth besann sich einen Augenblick.

„Hören Sie!" fuhr er endlich mit einfachen Worten, aber mit jener Bestimmtheit des Ausdrucks fort, welche keine fernere

Einrede gestattet; „ich bin auf Penhoël geboren!“ . . . . . .

. . . .

Das Gewitter war vorüber. Die drei Flüchtlinge, beglei-et von dem alten Géraud, gingen nach der Fähre des Port-Corbeau hinab.

Die unheilkündenden Worte Benoit Haligans lagen schwer auf ihren Herzen.

Während Vater Géraud den Nachen lös'te, war Martha ein Wenig zurückgeblieben.

Der Wind hatte die Wolken vertrieben. Der Mond strahlte durch die nassen Zweige der Bäume. Martha wandte sich, um inen letzten Blick nach dem Schlosse zu werfen.

Auf dem halb erleuchteten Pfade sah sie zwei bekannte Gestalten Hand in Hand dahin schlüpfen. Es waren zwei junge Mädchen, deren lange Haare von den letzten Athemzügen des Sturmes zurückgeweht wurden.

Martha faltete ihre Hände und stieß einen leisen Schrei aus. Sie war in die Kniee gesunken.

Der Oheim Jean ging auf sie zu.

„Ich habe sie gesehen!“ antwortete Martha auf die Fragen des Oheims, „alle beide! — Der Tod hat sie gar nicht verändert. — Sie haben mir lächelnd Küsse zugeworfen. — O! ich werde sie noch oft wiedersehen, denn sie wissen jetzt, wie lieb ich sie hatte!“ . . . .

. . . .

Ungeachtet das Schloß anscheinend verwaist und verödet war, so hatte es doch noch einige Gäste. Kaum hatten René, Martha und Oheim Jean den großen Salon verlassen, als eine Seitenthür sich öffnete und Herr Robert von Blois hereintrat.

Robert hatte das Meiste von dem, was vorgegangen war, gesehen und gehört; ein von tiefer Verachtung zeugendes Lächeln schwebte noch um seine Lippen.

Er schritt auf den Tisch zu, auf welchem die Lampe stand, und stieß, während er diesen kurzen Weg zurücklegte, mit seinem Fuße die Trümmer von dem Bildnisse des Aeltestgebornen hinweg.

„Welche rohe und dummköpfige Wuth!" rief er aus. „Wahrhaftig, die Partie war leicht zu gewinnen! — Auf Ehre! er hätte sie umgebracht, wäre der alte Löffelgardist von einem Onkel Holzschuh nicht dazu gekommen, der aber, meiner Treu! noch immer ein ganz verdammter Kerl ist!"

Er warf einen Blick auf den Degen! welcher noch immer an derselben Stelle lag.

„Wahrhaftig!" fuhr er dann fort, „der hatte eine Parade! Drei Mal hat er den andern entwaffnet! — Wie ein junger Gott stand er da!"

Er warf sich in den Lehnsessel, in welchem vorher Penhöël gesessen hatte, und faltete seine Hände auf dem Bauche, wie ein Mann, der sich in der behaglichsten Lage fühlt.

„Und das Alles ist schon eine alte Geschichte!" fuhr er darauf fort; „der Vorhang ist gefallen, das Possenspiel ist zu Ende und wir beginnen nun einen ernsthaften Abschnitt unsers Lebens. — Es handelt sich nun darum, ein ehrenwerther Bürger zu werden, — sein Vermögen auf anständige Weise zu verzehren. — Man würde sich gern den alten Basile von Pontalès vom Halse schaffen, aber man bedarf seiner, um zum Deputirten erwählt zu werden. — Er hat mir die Stimmen von Einhundert seiner Subjecte bei der Wahlversammlung in Redon zuge-

sichert. – Die Wahlen sind schon nahe. – Wenn ich aber erst Deputirter bin, dann soll mich der Teufel holen, wenn ich ihm nicht irgend einen garstigen Streich spiele!"

Er bewegte die Glocke, welche neben ihm stand.

„Mein Luftritt über die Lande hat meinen Appetit geschärft," fuhr er dann fort; „aber ich habe meine Mühe nicht verloren. – Blanche ist jetzt an einem sichern Orte – und mein Bogen ist allemal gut bespannt!"

Ein Bedienter zeigte sich in der Thür.

„Geben Sie den Befehl, daß man mir ein Abendessen besorge," sagte Robert.

„Schon geschehen," antwortete der Bediente; „der gnädige Herr hatte den Befehl gegeben, daß in dem Salon für ihn gedeckt werde."

„Schön!" sagte Robert. „Ich werde mit dem Abendessen des gnädigen Herrn vorlieb nehmen. – Gehen Sie!"

Der Bediente ging.

Robert rieb sich die Hände und lachte.

„Der arme Teufel!" dachte er. „Der arme Teufel! Rette wieder Leute, die ertrinken wollen! – Wahrhaftig! der alte Narr von einem Benoit Haligan hatte wie ein Buch gesprochen! – Die Moral der Fabel ist: daß man den Leuten, welche versinken wollen, noch einen Tritt auf den Kopf versetzen muß."

Und er lachte abermals. Da legte plötzlich ein Mann, der hinter ihm stand, die Hand auf seine Schulter.

Es war Herr Blaise, der seinen feinsten bürgerlichen Anzug angelegt hatte und gleichfalls aus vollem Herzen lachte.

„Wir sind lustig!" sagte er, indem er sich neben seinem ehemaligen Herrn niederließ.

„Und ich meine, daß wir auch Ursache dazu haben, mein Sohn!" antwortete Robert. „Ich dachte eben an Dich. Nicht wahr, mein Junge, Du hast alle Ursache, gegen mich dankbar zu sein?"

„Ei!" machte Blaise, „das meinst Du also?"

„Ja! — Ist nicht das Glück über Dich gekommen, während Du im Schlafe lagst, mein lieber Freund? — Ich hätte Dich ganz gut entbehren können!"

„Ich habe nach Kräften mitgearbeitet," sagte Blaise mit verstellter Demuth; „ich bin ein treuer, unterwürfiger, ergebener Diener gewesen."

„Die Perle aller Diener!" unterbrach ihn Robert.

„Und außerdem," fuhr Blaise fort, „war ich ein aufmerksamer Beobachter, ein verschwiegener Vertrauter, ein geschickter Spion!"

„Kurz, der König aller Spitzbuben!" rief Robert aus. „Das ist wahr! — Ich will auch nicht etwa Dein Verdienst schmälern! — Sei überzeugt, daß Du ein hinreichendes und rechtschaffenes Stück von dem Kuchen bekommen wirst."

Der Täuscher rückte seinen Stuhl näher und nahm eine wichtige Miene an.

„Gerade hinsichtlich dieses Punktes wollte ich einige Worte mit Dir sprechen," sagte er. „Wie bist Du es mit der Theilung zu halten gemeint, Amerikaner?"

„Wahrhaftig, mein Sohn, ich muß gestehen, daß Du mich damit überraschest. — Ich hatte noch gar nicht an diesen Punkt gedacht. — Aber Du kannst Dir wohl denken, daß wir in dieser Beziehung sicher uns einigen werden."

„Davon bin ich überzeugt! Indeß habe ich stets gehört,

daß richtige Rechnung gute Freunde macht. Wir können also schon die Sache mit einander in allem Guten besprechen. — Zunächst muß ich bemerken, daß wir nicht in den Gränzen unsers alten Programmes geblieben sind. Jeder von uns sollte zwanzigtausend Franken Rente bekommen, wie Du Dich noch erinnern wirst."

„Daß Dich!" rief Robert aus; „es freut mich fast, daß Du selbst einen Zwiespalt hervorzurufen suchst."

„Und zwar einen sehr großen!" versetzte Blaise.

„Du mußt doch eingestehen, daß ich das ganze Werk vollbracht habe, während Du auf der Bärenhaut faullenztest."

Blaise steckte beide Hände in seine Taschen und schlug die Beine über einander, um sich eine recht bequeme Lage in seinem Stuhle zu verschaffen.

„Mein lieber Freund!" sagte er, „ich sehe, daß Du in unser freundschaftliches Gespräch eine unangenehme Bitterkeit einmischen willst. — Wenn Du schwache Nerven hast, so ist das desto schlimmer für Dich! — Was mich betrifft, so bin ich gut gelaunt und fahre mit unbegränztem Wohlwollen fort. — Es handelt sich hier durchaus nicht um unsere beiderseitigen Verdienste, wohl aber um die Antheile, die uns von Penhoëls Nachlasse zufallen müssen. — Wenn ich sagte, daß sich die Verhältnisse geändert hätten, so meinte ich damit nur, daß sich noch zwei, oder vielleicht gar drei neue Erben gefunden haben." —

„Wer denn?"

„Zunächst Pontalès, — dann dieser häßliche Schuft Makrocephalus, — endlich unsere liebe Lola, welche ohne Zweifel auch nicht mit leeren Händen davon gehen will."

„Was ist dabei zu thun?“

„Wir theilen das ganze Erbtheil in zwei gleiche Theile. Den ersten bekommt der Herr Marquis, welcher es übernimmt, den Herrn Protais Le Hivain nach seinem Gutdünken zu belohnen; den zweiten nehmen wir.“

„Und Lola?“

„Sie wird die Maitresse eines der beiden Pontalès, der sie dann bezahlen mag oder nicht, das kümmert mich weiter nicht. — Was unsern armseligen Antheil von zwanzigtausend Franken jährlicher Einkünfte betrifft, so sind davon zehntausend Franken für Dich und zehntausend für mich.“

„Aber —“ wollte Robert einwenden.

„Warte doch! — Das war der Hauptgrundsatz. — Aber, denn ich habe auch mein aber, drei nach einander folgende Jahre habe ich die alleinige Verfügung über unser ungetheiltes Vermögen, weil ich unserer Uebereinkunft gemäß der Herr sein werde, und Du der Bediente.“

Robert blickte ihn mit offenem Munde an.

„Du willst scherzen,“ stammelte er.

„Keineswegs! In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht ernstlicher gesprochen! — Mein guter Mann, jeder Handel wird nach der Uebereinkunft beider Theile abgeschlossen. — An jenem Tage, als wir eine so schöne Mahlzeit in dem Gasthause des alten Géraud an dem Hafen von Rédon hielten — Donnerwetter! ich denke noch immer daran! was für ein Eierkuchen; und was für eine Hammelkeule! — Da versprachst Du mir in bestimmten Worten, daß Du mein Bedienter eben so lange sein würdest, wie ich Dir dienen würde.“

„Und Du wärest närrisch genug, zu hoffen —?“ begann Robert mit zusammengezogenen Brauen.

„Keine weitern Bemerkungen!“ unterbrach ihn der Täuscher mit ernster Würde: „die neuen Verhältnisse, in welche wir getreten sind, verlangen überdieß neue Formen. — Wenn ich mich recht entsinne, so verlangtest Du damals von mir Verzichtleistung auf gewisse vertraute Redensarten; — heute verlange ich das Gleiche von Dir, und Du darfst mir deßhalb nicht zürnen.“

Robert hatte große Mühe, seine Ungeduld zu zügeln.

„Wenn Du zu Ende bist —“ sagte er.

„Wiederum Du!“ rief der Täuscher aus. „Amerikaner, mein Sohn, Du hast einen harten Kopf. — Ich beginne schon zu fürchten, daß unsere kleine Auseinandersetzung in einen bösen Streit ausarte!“

Blaise lächelte nicht mehr.

„Nun gut!“ sagte Robert, der besorgt zu werden begann, „ich bewillige Dir zehntausend Franken jährlicher Einkünfte, obwohl das eine Abgeschmacktheit ist. — Wir sind noch gar nicht so weit, daß wir Aufsehen erregen dürften!“

„Sie vielleicht nicht, mein alter Herr! — Was mich aber betrifft, so kümmere ich mich um gar nichts! — Hören Sie also! — Jeder hat seine kleinen Schwächen! Seit drei Jahren habe ich täglich an die Freude gedacht, die ich mir in diesem Augenblick gewähre. Wahrhaftig,“ fuhr er dann lachend fort, „drei Jahre, damit ist die königliche Freude, die ich jetzt empfinde, nicht zu theuer erkauft!“

Robert schlug die Augen nieder und schien nachzudenken.

„Und wenn ich nun denke, daß ich mich auch drei Jahre

als Herr erlustigen werde," fuhr Blaise fort, „auf Ehre! dann weiß ich mich vor Freude nicht zu lassen!"

Robert blickte nach dem Degen des Oheim Jean, der in seiner Nähe lag.

Blaise bemerkte diesen Blick sehr wohl.

„O!" sagte er, „ich dachte, wir wären noch nicht so weit, daß wir ein Aufsehen erregen dürften!"

Roberts Lippen zitterten. Er war leichenblaß vor Zorn.

„Blaise! — Blaise!" sagte er mit aufgeregter Stimme, „meine Geduld hat ihre Gränzen."

„Ich bin drei Jahre geduldig gewesen," antwortete der Täuscher, dessen Ruhe eine unverwüstliche schien.

„Du weißt wohl, daß Du etwas Unmögliches verlangst, und hinter diesem Spiele muß etwas Anderes versteckt sein. — Sag kurz heraus, was Du willst!"

„Das nenne ich sprechen!" sagte der Täuscher. „Mein lieber Freund, Du hattest mich schon lange verstanden! Man hat mir zwanzigtausend Livres Rente versprochen, und ich verlange jetzt zwanzigtausend Livres Rente."

„Und ich?" fragte Robert, indem er seine Augen niederschlug, um seine Wuth zu verhehlen.

„Ich mische mich nicht in Deine persönlichen Angelegenheiten, mein Sohn. Ueber die zwanzigtausend Livres Rente, welche dann noch bleiben, magst Du Dich mit Pontalès, Herrn Protais Le Hivain, mit unserer lieben Lola und selbst mit Bibandier einigen, falls es nöthig sein sollte."

„Das ist also Dein letztes Wort?" fragte Robert mit leiser Stimme und zusammengebissenen Zähnen.

„Das ist mein letztes Wort," antwortete der Täuscher, „und

ich versichere Dich, daß ich nicht davon abweichen werde! — Du gibst mir Alles, oder, Gott straf mich! ich verzehre allein das gute Abendbrot, welches Du bestellt hast, und Du bedienst mich bei Tische!"

„Nun!" sagte Robert, anscheinend bei guter Laune, „ich sehe wohl, daß man heute Abend kein vernünftiges Wort mit Dir sprechen kann. — Wir müssen suchen, auf andere Art eine Einigung zu bewirken."

Während er diese Worte im Tone des Scherzes sagte, spielte er mit dem Fuße der Lampe. Doch während seines Lächelns ergriff seine Hand plötzlich und mit Blitzesschnelle den Degen des Oheim Jean, welcher auf dem Tische lag.

Allein der Täuscher war auf seiner Hut. So schnell auch Roberts Bewegung gewesen war, so sah er, als er sich aufrichtete, um den Degen zu gebrauchen, seinen Kameraden doch schon in der Mitte des Zimmers mit dem Degen des Herrn von Penhoël in der Hand.

„Oho!" mein lieber Freund!" sagte Blaise, indem er sich auslegte, „man kennt Dich von den Ohrenspitzen bis an das Ende der große Zehe. Du beschummelst stets, das ist einmal Dein Charakterzug, aber bei dem Spiele, welches wir jetzt mit einander spielen werden, gilt keine falsche Mischung."

Robert hatte sich erhoben. Er war vielleicht nicht tapfer in dem heroischen Sinne des Worts, aber er besaß doch jene Kaltblütigkeit und Festigkeit, deren man bedarf, um gelegentlich sein Interesse oder sein Leben zu vertheidigen.

„Ich gebe Dir zu bedenken, daß es ein Zweikampf auf Leben und Tod sein wird," sagte er, indem er vorsichtig auf Blaise losging.

„Wie Du willst, mein Sohn," antwortete der Täuscher. „Gott sei Dank! ich habe fünf Jahre den Fechtboden besucht."

Sie waren einander noch nicht so weit genaht, um sich treffen zu können. Robert blieb stehen und legte sich ebenfalls aus.

„Noch ein Mal," sagte er, „schlage ich Dir den Frieden vor."

„Ich," antwortete Blaise, „schlage Dir sogar einen Posten als Kammerdiener bei meiner Person vor. — Wo nicht, so verlange ich Abtragung meines Lohns für drei Dienstjahre, welches Lohn die Summe von zweihunderttausend Franken beträgt."

Da galt es keine Unterhandlungen mehr. Die Spitzen der Degen verbanden sich ganz leise mit einander. Es war das gleichfalls ein Küssen

Dieser Kampf hatte durchaus nichts Aehnliches mit dem, welcher erst vor Kurzem an derselben Stelle stattgefunden hatte. Die beiden Gegner zeigten sich gleich vorsichtig.

Jeder that etwa ein halb Dutzend Hiebe aus der Ferne. Wurde dabei zufällig die Parade durchgehauen, so blieb die Spitze des Degens immer noch sechs Zoll von dem Körper des Gegners entfernt

Bald wurde der Kampf belebter, aber noch immer in Distanz fortgeführt. Sie traten dabei kräftig mit den Füßen auf, wie auf dem Fechtboden, und man vernahm ein gewaltiges Degengeklirr.

Ein Kurzsichtiger hätte aus der Ferne denken können, es wäre ein schrecklicher, furchtbarer Kampf.

Als das Degengeklirr am lautesten war, vernahm man plötzlich von der andern Seite des Zimmers ein schallendes Gelächter.

Die beiden Degen senkten sich zu gleicher Zeit.

Die Thür, durch welche Robert und Blaise in den Salon getreten waren, hatte sich abermals geöffnet. Auf der Schwelle derselben erblickte man Vibandiers lange und hagere Gestalt. Der ehemalige Houlan hielt sich die Seiten und lachte aus Leibeskräften.

„Ha, ha, ha!" lachte er; „das ist der Meisterspaß! — Seh mal Einer die beiden guten Jungen, die sich um eine Erbschaft schlagen, welche man Beiden vor der Nase hinwegziehen wird! — Ha, ha, ha! — und um ein Abendessen, welches ein Anderer verzehren wird!"

Robert und Blaise fielen aus den Wolken.

Der alte Houlan, Todtengräber der Gemeinde Glénac, that einige Schritte in das Innere des Zimmers. Er hielt Papiere in seiner Hand.

„Bleiben Sie draußen, wenn Sie sich fürchten!" rief er Jemand zu, der den beiden Kämpfern nicht sichtbar wurde; „Sie werden sehen, daß die guten Jungen mich nicht ermorden. — Auf Ehre!" fuhr er dann zu seinen alten Kameraden gewandt fort, „Ihr seid nicht gescheidt, daß Ihr so auf einander einhackt! — Ach! Herr Robert, ich werde auf der Galerie nicht fehlen, wenn Du dereinst als Deputirter in der Kammer sitzest! — Ah so, Täuscher, wir verlangen schöne zwanzigtausend Livres Rente von schuldenfreiem Grundbesitz? Hinsichtlich des Uebrigen kann sich der Amerikaner, mit dem alten Marquis, mit Herrn von Landrecht u. s. w. u. s. w. — endlich auch, falls es nöthig sein sollte, mit Vibandier einigen. — Ich bitte Euch, Kinder, laßt die Possenspiele; wir wollen lieber ernstliche Sachen abmachen."

Blaise und Robert blickten einander an. Diese Einleitung deutete auf nichts Gutes.

Bibandier warf sich in den Armstuhl, welcher neben dem Tische stand.

„Meine Lieben," sagte er, „ich werde mich mein ganzes Leben freuen, so oft ich daran denke, daß ich Euch abgehalten habe, Euch die Hälse zu brechen. — Und wenn Ihr mich auch eine Stunde lang mit Tigerblicken anschaut, das ändert nichts an der Geschichte! — Seht, Ihr habt heute Abend keine Mittel mehr in den Händen, um hier die Herren zu spielen."

„Was bedeutet denn das?" fragte Robert. „Ich habe Dich noch nie so übermüthig gesehen, Herr Bibandier!"

„Amerikaner," sagte der ehemalige Houlan, „die kitzlige Natur meines Charakters erlaubt mir nicht, die Unterhaltung in diesem Tone fortzusetzen. Ha, ha, ha!" unterbrach er sich dann wieder mit einem schallenden Gelächter; „ich hätte ebenfalls große Lust, einen von diesen alten Flambergen zu nehmen, damit wir einen Tanz zu Dreien aufführen könnten. — Aber, genug des Scherzes! — Komm und setze Dich zu meiner Rechten, Täuscher, — Amerikaner, nimm Platz zu meiner Linken. — Es handelt sich um eine officielle Mittheilung."

Robert und Blaise näherten sich mechanisch.

„Der Herr Marquis von Pontalès," fuhr Bibandier fort, „hat die Güte gehabt, mich mit einer vertrauten Sendung an Euch zu beauftragen. Er hat zu mir gesagt: „Mein Freund Bibandier, es ekelt mich an, diesen Robert und diesen Blaise noch ein Mal zu sehen —" "

„Was!" riefen diese Beiden zu gleicher Zeit aus.

„Wenn Ihr mich unterbrecht, so werden wir nie zu Ende

kommen. — Der Herr Marquis hat also zu mir gesagt: „Mein Freund Bibandier, erspare mir die Mühe, nochmals mit diesen beiden Schuften Robert und Blaise sprechen zu müssen.“ “

„Ha!“ rief Herr von Blois aus, „das hat Pontalès gesagt!“

„Wie ich die Ehre habe, zu versichern, mein Sohn. Und ich glaube wohl, daß das reine Bescheidenheit ist. Der Marquis will Euch mit Wohlthaten überschütten, aber sich den Beweisen Eurer Erkenntlichkeit entziehen. — Urtheilt selbst. — Er hat ferner zu mir gesagt: „Diese Schufte sind mir von einem gewissen Nutzen gewesen, und ich will daher nicht, daß sie mit leeren Händen gehen.“ “

„Wir sollen gehen!“ rief Blaise verwundert aus.

Und Robert sagte spottend:

„Ach so, der Herr Marquis glaubt, wir sind Leute, welche die Kastanien aus dem Feuer ziehen und sich dann wie Kinder vor die Thüre werfen lassen!“

„Herr Robert!“ sagte der ehemalige Houlan mit Nachdruck; „und wenn der Marquis die Kastanien ganz allein verzehrt, so müßt Ihr Euch immer noch glücklich schätzen, wenn er Euch die Schalen zuwirft!“

„Das werden wir sehen!“

„Das hat man schon Alles gesehen! — Um aber zur Sache zurückzukehren, so hat mich Pontalès beauftragt, Euch zu sagen, daß er sein Schloß Penhoël allein gebrauche, und daß es schmeichelhaft für ihn sein würde, wenn Ihr noch heute Abend verschwändet.“

„Der gute Mann muß kindisch geworden sein!“ sagte Robert, der in der That kein Wort von dieser Handlung roher

Feindseligkeit verstand. „Das Schloß gehört uns weit mehr, als ihm. — Wir besitzen Gegen-Urkunden, deren Duplicate sich in den Händen des Herrn Le Hivain befinden."

„Nicht nur die Duplicate, sondern auch die Originalien," erwiderte Vibandier.

„Keineswegs!"

„Allerdings! ich selbst habe heute Abend Deinen Secretair geöffnet. — Kein Spiel mit den Händen, Herr Robert, oder ich führe ebenfalls neue Argumente in die Unterhaltung ein."

Seine Rechte, welche er unter sein Bauernwams geschoben hatte, kam, mit einer Pistole von beträchtlicher Länge bewaffnet, wieder zum Vorschein.

„Sprechen wir lieber wie Freunde," fuhr er fort, „und erzürnen wir uns nicht, ehe wir Alles wissen. — Der Teufel hol's! ich verdiene mein Brot, so gut es geht. — Wäret Ihr die Stärkern gewesen, so würde ich für Euch gearbeitet haben! denn ich habe nicht den mindesten Groll gegen Euch und erinnere mich schon nicht mehr daran, daß Ihr drei Jahre lang so gar unanständig vornehm auf mich herabgeschaut habt. Nun, das habt Ihr Euch also gemerkt, — auf Euere Reverse könnt Ihr nicht bauen."

„Wir haben noch andere Mittel," sagte Robert. „Und wenn Pontalès uns auf das Aeußerste treibt —"

„Meine Lieben, Ihr werdet sanft, wie die Lämmer sein! — Dafür stehe ich ein! — Ich sage Euch, daß dieser alte Pontalès ein Schlaukopf erster Größe ist! — Und dabei ein braver Mann — denn er schlägt Euch eine Schadloshaltung vor, er, der Euch ganz einfach, wie Vagabunden, davon jagen könnte."

„Welche Schadloshaltung?" fragte Blaise.

„So ein zehn recht hübsche Bankbillets, jedes zu tausend Franken, die Ihr unter Euch theilen könnt."

„Gerade die Hälfte der jährlichen Revenuen, welche jeder Einzelne von uns haben sollte!" riefen die beiden Freunde zu gleicher Zeit aus; „das ist ein Wahnsinn!"

„Nehmt Ihr an?"

„Nimmermehr!" sagte Robert.

„Lieber wollte ich mich aufhängen!" fügte Blaise hinzu.

„Alter Stil!" bemerkte Bibandier; „die Guillotine hat diese veraltete Form der Feudalzeit ersetzt. — Aber Scherz bei Seite, meine Jungen, Ihr versteht Eure Lage gar nicht. — Erlaubt mir, daß ich Euch einige Documente vor Augen halte, welche dieser schlaue Pontalès aus der Hauptstadt hat kommen lassen."

Er entfaltete die eine der Urkunden, welche er in der Hand hielt.

„Erstes Document: Extract aus den Listen der Polizei-Präfectur. Nachweisungs-Bureau. — Robert Camel —"

Robert ließ einen Ausruf der Ueberraschung vernehmen.

Blaise und er erbleichten zu gleicher Zeit. Bis dahin hatten sie geglaubt, mit gleichen Waffen zu kämpfen.

„Robert Camel," las Bibandier, „genannt Wolf, auch Belowsky, auch der Amerikaner, wegen der besondern Art des Diebstahls, welche er gewöhnlich ausübt. Unbekannter Herkunft, acht und zwanzig Jahr alt, wiederholt bestraft: drei Mal von der Strafpolizei, zwei Mal von den Geschwornen verurtheilt; 1815 wegen qualifizirten Diebstahls zu fünfjähriger Zuchthausstrafe abgeführt, nach einem Monat aber aus la Force entsprungen und seitdem nicht wieder ergriffen."

„Zweites Document: Extract aus den Listen der Polizei-

Präfectur. Nachweisungs-Bureau. — Blaise John, genannt der Täuscher, wegen der besondern Art des Diebstahls, welche er gewöhnlich ausübt —"

Bibandier lächelte.

„Ihr habt danach Beide Eure Gewohnheiten, meine Lieben!" sagte er.

„— welche er gewöhnlich ausübt; wiederholt in Untersuchung und per contumaciam am 5. Januar 1816 zu zehnjähriger Strafarbeit, Brandmarkung und Ausstellung am Pranger verurtheilt —"

Der ehemalige Uhlan faltete sorgfältig die Schriften zusammen, um sie wieder in die Tasche zu stecken.

Robert und Blaise hatten ihre Köpfe gesenkt; sie schienen zu Boden geschmettert.

„Schlechtes Ragout!" sagte Bibandier; „zehn Jahre und den Pranger! — Das hast Du wohl gemacht, daß Du unsichtbar geworden bist, Täuscher! Aber, verlieren wir uns nicht in diese unnützen Abschweifungen, wie der dicke Advocat sagte, der mich nach Brest sandte. — Es bleibt uns noch übrig, zu erfahren, ob Sie, Herr Robert, Ihre vier Jahr elf Monate noch abmachen, und Sie, Herr Blaise, sich stellen, um gegen Ihre Contumazirung die Nichtigkeits-Beschwerde einlegen wollen."

Die beiden Freunde schwiegen. Das war ein eben so harter, wie unerwarteter Schlag. Blaise besonders, der sich auf dem Gipfel des Glücks geglaubt hatte und von demselben so tief hinabgestürzt war, fühlte sich zu jedem Widerstande unfähig.

Robert versuchte wenigstens, dem Ungewitter die Stirn zu bieten.

„Das Alles ist ganz gut," sagte er, indem er sein bleich gewordenes Antlitz aufrichtete, „und ich errathe den Antheil, welchen Sie hierbei haben, mein alter Kamerad. Allein denkt Pontalès in Sicherheit zu sein, wenn wir verloren sind?"

„Oho!" antwortete Vibandier, „den wird man so leicht nicht fassen!"

„Man kann es versuchen! — Was in der Nacht des Ludwigsfestes vorgefallen ist —"

„Keine Zeugen!" unterbrach ihn Vibandier.

„Es war wenigstens Einer vorhanden."

„Ja, es ist wahr. Aber ich bin der Einzige, der ihn nennen kann — und der Herr Marquis bezahlt mich."

Robert machte eine Bewegung ohnmächtiger Wuth.

„Was auch kommen möge!" rief er aus, „wir werden widerstehen! — Noch sind wir nicht in den Händen der Gerechtigkeit und wir haben noch Zeit zu handeln."

„Nicht besonders viel!" sagte der ehemalige Houlan mit süßlicher Stimme.

„Deine Hand, Blaise," sagte Robert, indem er sich an seinen Kameraden wandte. „Wir sind jetzt einig, und wir Beiden, das schwöre ich, werden den Marquis von Pontalès schon hinbringen, wohin er soll!"

„Ja, ja!" stammelte der Täuscher; „ich werde Alles thun, was Du willst!"

„Ha!" schrie Robert, „man glaubt uns zu haben! — Zur Unterstützung dieser schönen Drohungen hätte uns der Herr Marquis wenigstens vier Gendarmen zeigen sollen."

„Es sind deren schon acht in der Bedientenstube," antwor-

tete Bibandier, „und der Täuscher hat sie selbst von Redon herbeigeholt.“

Robert wandte sich rasch gegen Blaise, der sich vor die Stirn schlug und sagte:

„Ich sollte sie für den Fall bestellen, daß sich die Bauern zu Gunsten des Hauses Penhoël empörten.“

Nun sagte Robert nichts mehr. Er war besiegt. Während der Stille, die nun entstand, hörte man den kurzen trocknen Husten des Makrocephalus, der noch immer hinter der Thür stand.

„Geduld!“ rief ihm Bibandier zu, „wir sind zu Ende!“

Dann zog er eine Brieftasche hervor und legte zehn Tausend-Franken-Billets auf den Tisch.

„Meine Lieben,“ sagte er, „es wird nicht einmal ein Empfangsschein von Euch verlangt, so groß ist das Vertrauen, welches Ihr uns einflößt. Nur Euer Signalement ist an alle Gendarmen des Departements vertheilt. Wenn Ihr bei Sonnen-Aufgang noch in der Umgegend wäret, so könntet Ihr Euch wohl einige Unannehmlichkeiten zuziehen. Anbetrachts dieser Euch drohenden Gefahr habe ich zwei gute Pferde für Euch satteln lassen, welche Euch an dem andern Ufer des Flusses erwarten.“

„So wollen wir abreisen!“ sagte Robert, indem er fünf Bankbillets nahm und einsteckte.

Blaise steckte die fünf andern mit verzweifelnder Miene zu sich.

„Wir haben uns also wohl verstanden,“ nahm Bibandier wieder das Wort. „Wenn es Euch je einfallen sollte, zurückzukehren, so werdet Ihr auf der Stelle festgenommen, ohne Gnade!“

Die beiden Freunde schritten auf die Thür zu. Vibandier erhob sich, um sie höflich zu begleiten.

„Ich hoffe, daß wir uns nichts für ungut nehmen," sagte er, während er sie begleitete. „Ihr werdet bedenken, daß ich Euch wieder ausgesöhnt habe, meine Jungen! — Jeder verdient sein Brot, wie er kann, das wißt Ihr selbst. — Vielleicht treffen wir uns auch bald dort unten, in Paris, wieder. — Wir werden noch mehr, als ein gutes Geschäft mit einander machen. — Auf Wiedersehen, meine Braven! — Ach, ich vergaß noch — Herr Le Hivain, der aus Furcht vor Euren Degen nicht einzutreten wagt, und der Euch den gegenwärtigen Spaß gespielt hat, läßt Euch noch durch mich sagen, daß er nicht zufrieden sterben würde, wenn sich ihm nicht eine Gelegenheit böte, sich in tausend Stücke zerhacken zu lassen, um Euch einen Dienst zu erweisen!"

Robert und Blaise waren schon verschwunden.

Einige Augenblicke später trat ein Bedienter ein, welcher das Abendessen auftrug, das von dem Herrn von Penhoël bestellt war. Vibandier und Herr Le Hivain setzten sich frohen Muthes an den Tisch.

Es war eine Freude, sie zu sehen, wie sie sich die Hände rieben, bevor sie die saftig gebratene Poularde angriffen, welche in der Mitte des Tisches dampfte.

„Das Abendbrot mußte doch endlich von irgend Jemand verzehrt werden!" sagte Makrocephalus.

„Auf Ihr Wohlsein, Herr von Landrecht!" antwortete Vibandier, indem er zwei volle Gläser eingoß. „Für den heutigen Abend sind wir hier die Herren!"

Beide führten ihre Gläser nach dem Munde, allein anstatt zu trinken, erhoben sie sich schnell und achtungsvoll.

Der Herr Marquis von Pontalès war eingetreten und setzte sich an den Tisch.

Der ehemalige Houlan und der Rechtsanwalt blieben bestürzt, mit den Gläsern in der Hand, stehen.

Die Züge des Marquis zeigten sein gewöhnliches gutmüthiges Lächeln, in welchem aber auch ein leichter Spott lag.

Er zog die Poularde vor sich und schnitt sich einen Flügel ab.

Le Hivain und Bibandier erwarteten eine Aufforderung, sich zu setzen.

Pontalès verzehrte mit augenscheinlicher Freude den Flügel und trank ein Glas Wein dazu.

Dann nickte er seinen beiden Gesellschaftern mit Gönnermiene zu.

„Ich bin zufrieden mit Euch, meine Kinder," sagte er mit seiner gutmüthigen Ruhe; „geht in die Bedientenstube und laßt Euch auch etwas zu essen reichen."

Ende des dritten Bändchens.

Atala, René

et le dernier des Abencerrages. Par le vicomte de Châteaubriand. Mit einem Wörterbuche versehen. Zum Schulgebrauch. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Die Blumentreiberei.

Oder Anleitung, sich während des Winters einen beständigen Blumenflor zu verschaffen, mit besonderer Berücksichtigung der Zimmertreiberei. Von Ludwig Krause. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Die Gemüsetreiberei.

Oder Anleitung zur Erziehung der Gemüse in Mistbeeten, Treibhäusern 2c. nebst einer Anweisung Erdbeeren zu treiben. Von L. Krause. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Der

Zimmer- und Fenster-Garten

für Blumenfreunde. Oder kurze und deutliche Anweisung zur Cultur aller derjenigen Blumen und Zierpflanzen, welche man in Zimmern und Fenstern ziehen und überwintern kann. In alphabetischer Ordnung. Von L. Krause. 12. geh. Preis 25 Sgr.

Féval, Paul

Die Nachtschönchen, oder: Die Schutzengel der Familie Von Paul Féval. Aus dem Französischen

Bd.: 3

Quedlinburg und Leipzig 1850